1,50 DM / Band 44
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

# Damona King

Die Bezwingerin der Finsternis

Ryder del Gado

# Im Zentrum des Bösen

Belgien F 20 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65

Damona King
Die Bezwingerin der Finsternis

# Im Zentrum des Bösen

**Damona King Nr. 44**

***von Martin Eisele***

***erschienen am 03.11.1980***

# Im Zentrum des Bösen

**Die Erkenntnis traf ihn wie ein eisenharter Schlag, durchraste seinen Schädel, raubte ihm fast die Besinnung. Sie waren zu weit gegangen… Viel zu weit. Die bösen Mächte ließen es nicht zu, daß man ihnen zu tief in die Karten sah. Das hätten sie eigentlich wissen müssen!**

**Klaus Brückners Gesicht verzerrte sich gräßlich.**

**»Raus!« würgte er hervor. »Verschwindet! Schnell… Nicht mehr viel Zeit!«**

Seine Augen waren verdreht, so daß nur noch das Weiße zu sehen war. Krampfhaft mühte er sich, seine Hände von denen seiner beiden Kollegen loszureißen. Es gelang ihm nicht. Sie schienen miteinander verschweißt zu sein! Der Kreis blieb geschlossen! Brückner hörte die anderen schreien. Also hatten sie ebenfalls begriffen.

Sein Körper zuckte wie unter einem epileptischen Anfall, Schaum trat auf seine Lippen.

Die Seance, die rein wissenschaftlichen Zwecken dienen sollte, wurde zum tödlichen Horror-Erlebnis. Klaus Brückner, der als Medium fungierte, registrierte die Bilder, die in seinen Geist prasselten.

*Er sah…* Ein fürchterliches Wesen, riesengroß, mit dem schwammigen, ekelerregenden Körper einer Amöbe, der über und über mit Raubtieraugen und klaffenden Mäulern übersät war.

Ghulghanaar! Der wahnsinnige Dämon! Klaus Brückner wußte einfach, daß dies Ghulghanaar war.

Weitere Bilder folgten rasend schnell: Ein unterirdisches Laboratorium, ein besessener Wissenschaftler, der einen künstlichen Dämon – CORFUUR – erschaffen wollte.

CORFUURS Befreiung und Vereinigung mit Ghulghanaar, der sein wahrer Schöpfer war. Dann: Das Ende… Die Dämonen der Schwarzen Familie vernichteten ihn! Vernichteten ihn, weil sie erbitterte Feinde des wahnsinnigen Dämons waren. Eine junge Frau … Groß, schlank, schwarzhaarig, mit Augen, die an die einer Katze erinnerten. Damona King!

Ein junger, sympathischer Mann… Mike Hunter!

Erbfeinde Ghulghanaars!

Die Bilder wirbelten, verschwammen, vereinigten sich zu einer riesigen rubinroten Blase, in der es dumpf pulsierte. Schwarzes Leuchten strahlte davon aus. In einer gewaltigen Explosion zerplatzte das Ding und schleuderte weitere Bilder ins Nichts des sie umgebenden violettschwarzen Raumes.

Ghulghanaars Flucht nach Wien.

Ghulghanaars Diener… Menschen, die dem Dämon ihre Seele verkauft und sich mit der Unsterblichkeit hatten bezahlen lassen.

Deutlich sah sie Klaus Brückner vor sich: Sieben Männer mit bösen, eiskalten Augen. Sie murmelten Beschwörungen, ein leiser Singsang, der monoton von ihren Lippen strömte und sich in seinem Gehirn festfraß.

Dann tauchten Ghulghanaars Bestien auf. Puppenähnliche Wesen … Nein, das – das waren tatsächlich Puppen! Lebende Puppen!

Überdimensionale Rattenschädel saßen auf kleinen, zierlichen Zwergenkörpern!

Die Puppen schwärmten aus… Überall waren sie! Sie fielen die Menschen an, verbissen sich in deren Kehlen und machten sie so zu

treuen Verfechtern von Ghulghanaars Sache. Polizisten, Ärzte, Wissenschaftler, Politiker – alle wurden sie Sklaven des wahnsinnigen Dämons.

Gleichzeitig war der Krieg gegen die Dämonen der Schwarzen Familie entbrannt. Ghulghanaar rächte CORFUUR. Er haßte seine Artgenossen, er haßte sie, weil sie ihn haßten und bekämpften. Sie konnten seine Wahnsinnsausstrahlung nicht ertragen, hatten ihm ewigen Kampf angesagt. Er war ein Bastard, ein Einzelgänger.

Jetzt rächte er sich. Seine Horden töteten einflußreiche Sippenführer der dämonischen Familie.

Wien versank im Chaos!

Und Damona King, die Weiße Hexe, und Mike Hunter, ihr Lebens- und Kampfgefährte, waren in Zugzwang.

Mike Hunter gefangen in den düsteren Katakomben von Ghulghanaars Heiligtum.

Damona…

Ein schwarzer Blitz loderte auf, zerschmetterte die Bilder in Klaus Brückners Schädel. Wie von Sinnen schrie er, seine Gefährten ebenfalls. Ein letztes Mal zerrte er wie verrückt an den Händen der neben ihm sitzenden Seance-Teilnehmer… Vergeblich!

Der schwarze Blitz wurde zur Nova, breitete sich irrsinnig schnell aus!

Und Klaus Brückner resignierte. Er wußte, daß er das nicht lebend überstehen konnte. Weder er noch seine Kollegen konnten das.

Dann war das schwarze Chaos überall! Schlagartig hörte Klaus Brückners Denken auf, und synchron hierzu seiner Kollegen.

Ihre wissenschaftliche Neugier war befriedigt worden. Sie hatten einen Blick in die jüngste Vergangenheit getan, hatten ein visionäres Geschehen miterlebt, das grauenvoll, aber zweifellos real gewesen war.

Und dafür hatten sie ihre Zukunft, ihr Leben aufs Spiel gesetzt – und verloren.

Klaus Brückner und seine Kollegen waren tot.

***

Orkanartig jaulte der Wind durch Wiens Straßenschluchten und peitschte Schneeflocken und Eiskörner vor sich her. Der Tag war zur Nacht geworden. Pechschwarze, wallende Gewitterwolken zogen über den Himmel, das Licht der Straßenbeleuchtung wurde von den wirbelnden Schneemassen aufgesogen.

Der Winter spielte seine ganze gewaltige Macht aus, schien ganz Wien unter seinem Gewicht begraben zu wollen. Zentimeterhoch lag der Schnee. Die Männer der Räumkommandos fluchten und waren nahe daran, zu resignieren. Dieser weißen Flut konnte man einfach

nicht Herr werden!

Damona fand keine Zeit, sich mit den Problemen der städtischen Angestellten Wiens auseinanderzusetzen. Sie hatte genug eigene.

Der Schnee lag viel zu hoch, darunter waren die Straßen von einer spiegelglatten Eisschicht überzogen. Überall waren die Ampeln ausgefallen oder spielten verrückt. Nicht einmal einen Meter weit konnte man sehen.

Und sie hatte es eilig!

Es fiel ihr schwer, ruhig zu bleiben, und nicht einfach draufloszuschimpfen!

Himmel und Hölle schienen sich gegen sie verschworen zu haben!

Vorsichtig zog sie den schwarzen BMW 2002, den sie sich von Renate Kitzmüller geliehen hatte, in die Kurve, die sie erst im letzten Moment gesehen hatte.

Die Scheibenwischer huschten hin und her, und wurden trotzdem kaum mit den dagegenprasselnden Schneemassen fertig.

Da geschah es!

Ein schwarzer Schemen schoß aus dem hektischen, wirbelnden, wallenden Weiß! Direkt auf sie zu!

Wahnsinn! Der Bursche fährt viel zu schnell! dachte Damona noch.

Gleichzeitig handelte sie instinktiv.

Sie riß das Lenkrad herum…

Die Räder des BMW schlitterten über die Eis-Schnee-Fläche, die einmal eine Straße gewesen war. Der Wagen brach aus!

Das Unglück war nicht mehr zu verhindern!

Wie eine Kanonenkugel raste der andere Wagen – ein VW – heran!

Damona biß die Zähne zusammen! Schweiß trat ihr aus allen Poren.

Dann kam der Zusammenprall!

Sekundenlang war die Welt mit einem infernalischen Lärm erfüllt, Metall kreischte über Metall, Glas splitterte, prasselte in den Innenraum…

Wie von einer Titanenfaust wurde Damona in die Polster gepreßt, ihr Schädel flog gegen die Nackenstütze. Ein Funkenregen stob vor ihren Augen auf.

Trotzdem ließ sie das Lenkrad nicht los. Weiß traten ihre Knöchel hervor, so sehr hielt sie sich daran fest. Das Schlimmste war überstanden, sie wußte es, irgendwie war es ihr klar. Sie lebte noch, der VW war an ihr vorbeigeschrammt! Sie gab Gas, um endgültig wegzukommen… Der BMW reagierte. Damona stieß die Luft aus ihren Lungen.

Behutsam bremste sie.

Der VW tauchte vor ihr in das Weiß hinein, mußte im nächsten Moment völlig darin verschwunden sein.

Aber dann sah Damona, daß da eine Hauswand aufragte…

Himmel, war der verrückte Bursche denn blind? Da war es auch schon zu spät! Der Käfer donnerte voll gegen das Hindernis, wurde herumgeschleudert, kreiselte, krachte seitwärts gegen einen dort geparkten Lastwagen!

Flammen loderten auf!

Überlaut hörte Damona das Knirschen des Schnees, als der BMW endlich zum Stehen kam. Sie würgte den Motor ab, löste den Sicherheitsgurt, stieß die Tür auf und federte hinaus. Mit langen Sätzen eilte sie zu dem Unglückswagen hinüber, der nur vier Meter entfernt lag. Das Feuer breitete sich aus. Lange Flammenbündel hechelten zur Plane des Lastwagens hin. Hier und da gloste sie bereits.

Dumpfer Qualm stieg auf.

Damona hielt den Atem an.

Die Arme schützend vor ihr Gesicht gehoben, eilte sie an den brennenden Käfer heran. Die Hitze versengte ihre Haare, verfärbte ihren Anorak mit häßlichen Flecken.

Darauf achtete sie gar nicht.

Für sie zählte nur der Fahrer, der vielleicht noch lebte – und in dieser Flammenhölle sterben mußte, wenn sie ihm nicht schnell half.

Sie zerrte die Tür auf.

Gott sei Dank – das Ding klemmte nicht!

Kreischend schwang sie auf. Fauchend flammte die Feuersbrunst auf, griff immer wilder nach ihr.

Der Fahrer lebte!

Schwach bewegte er sich!

Damonas Hände schossen vor, krallten sich in die Lederjacke des Mannes und zerrten daran. Der Bursche war ziemlich schwer, und sie mußte sich mit ihrem ganzen Gewicht ins Zeug legen, um ihn zu bewegen.

Er stöhnte.

Trotz des ringsum tobenden Feuers war das zu hören.

»Na los!« keuchte Damona. »Helfen Sie gefälligst auch ein bißchen mit! Ich – ich schaffe es nicht allein, Sie da herauszubekommen!«

Der Mann brummte etwas Unverständliches. Dann fluchte er. Also konnte er nicht allzu schwer verletzt sein.

Ein letzter Ruck! Der Mann kam frei, kroch aus dem verbeulten Wagen, fluchte, pumpte Luft in seine Lungen.

Damona zog ihn mit sich, von den Flammen weg.

Drei, vier Schritte lang hielt er sich auf den Beinen, dann waren seine momentan aktivierten Kraftreserven verpufft. Er brach zusammen, wälzte sich auf die Seite und blieb regungslos liegen.

Damona atmete keuchend. Die Anstrengung ließ sie bunte Kreise sehen.

Aber die zerplatzten unvermittelt, als sich ihr Blick an der Kehle des

Mannes festsaugte.
Dort hing nämlich eine von Ghulghanaars rattenköpfigen Puppenbestien!

***

Feuchtkalte, absolute Finsternis umgab ihn. Seine Nerven vibrierten unter der beinharten Anspannung.
Die Schritte der Kapuzenträger kamen näher. Ihr Singsang wurde lauter, dröhnender, hallte wie nahe Meeresbrandung in Mikes Ohren wider.
Die bedrohliche Ausstrahlung, die er schon seit einigen Minuten regelrecht körperlich spürte, verdichtete sich. Plötzlich kam er sich wie eine Maus in der Mausefalle vor… Ein ekelhaftes Gefühl.
Mike riß sich zusammen, drückte sich noch dichter gegen die kalte Wand des Korridors. Er konnte jetzt nur warten, seine Chance abpassen und dann kompromißlos handeln. Er mußte aus diesem unterirdischen Labyrinth herauskommen.
Und dann?
Er beantwortete sich die stumme Frage nicht. Seit einigen Tagen hatte er es aufgegeben, allzu weitläufige Zukunftspläne zu schmieden. Der Kampf gegen Ghulghanaar war beileibe noch nicht entschieden, im Gegenteil. Noch nie war der wahnsinnige Dämon, der die absolute Herrschaft über Menschen und Dämonen anstrebte, so mächtig gewesen wie gerade jetzt.
Der Unheimliche wußte, daß sie sich auf seine Spur gesetzt hatten.
Trotzdem unternahm er nicht sonderlich viel, um sie abzuschütteln.
Unbeirrt verfolgte er seine düsteren Pläne. Damona und er, Mike, waren für ihn nichts weiter als Kinder, die das Ende des Regenbogens suchten, es jedoch niemals finden würden. Stets war er ihnen eine Nasenlänge voraus.
Mike machte sich nichts vor.
Ihre Chancen standen diesmal nicht besonders gut, und seine momentane Situation war auch alles andere als rosig.
Gut, es sah so aus, als hätte er tatsächlich das Versteck des wahnsinnigen Dämons aufgespürt. Aber – um welchen Preis?
Josef Heidenreich war von einer Rattenpuppe gebissen und somit zu einem Sklaven Ghulghanaars geworden. Er war dafür verantwortlich, daß er, Mike, jetzt hier unten saß. Wie das Ganze funktioniert hatte, wußte er immer noch nicht richtig. Josef hatte ihn angegriffen, er war gegen die Hausmauer gekracht – und in sie hineingetaucht. Dann war er gefallen – und schließlich hier unten angekommen.[1] Seine Knochen taten ihm immer noch weh.
Nach einer scheinbar endlosen Wanderschaft war er an diese Korridorkreuzung gekommen. Er hatte den Singsang gehört. Und jetzt

war es bald soweit. Die Kapuzenträger konnten nur mehr ein paar Schritte entfernt sein… Mike hielt seinen Atem an, um sich nicht noch im letzten Moment zu verraten. Nur zu gut wußte er, daß er ein ziemlich toter Dämonenjäger sein würde, wenn er jetzt einen Fehler machte.

Aber in diesem tödlichen Spiel führte ein anderer Regie. Jemand, der ihm keine Gelegenheit mehr gab, keinen Fehler zu machen!

Vor ihm, in dem helleren, breiteren Korridor, tauchten die Kapuzenträger auf. Sieben waren es. Jeder hielt eine knisternd brennende Fackel in der Rechten.

Gleichzeitig wurde es in der Dunkelheit hinter Mike lebendig!

Eine teuflisch gut getarnte Geheimtür schwang kreischend auf, spie zwergenhafte Gestalten aus…

Mike kreiselte herum!

Aber es war schon zu spät! Die Rattenpuppen stürzten sich auf ihn, stießen, kratzten, rissen, fauchten und tobten. Wie eine gewaltige Springflut brachen sie über ihn herein.

***

Mike fluchte und ging zu Boden. Mit letzter Kraft wälzte er sich seitwärts aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich. Die Puppen ließen sich jedoch nicht abschütteln. Unzählige krallten sich an ihm fest.

Mike schlug um sich. Mit jedem Schlag wurde er schwächer. Zehn, zwölf, zwanzig Puppen klammerten sich an seinen Armen fest, mindestens viermal so viele drückten seinen Körper zu Boden.

»Genug!« gellte plötzlich eine scharfe Stimme.

Die Puppen gehorchten.

Sie verharrten in der Bewegung. Glitzernde Augen richteten sich erwartungsvoll auf.

Mike versucht, seinen Kopf so weit zu drehen, um den Burschen sehen zu können, der eingegriffen hatte. Mit Müh und Not schaffte er es. Er starrte auf die hochgewachsenen, in dunkle Kapuzenmäntel gehüllten Gestalten, die hinter ihm aufragten. Das Flackerlicht der Fackeln schmerzte in seinen Augen.

»Nun, Mike Hunter?« sagte einer der Maskierten spöttisch.

Mike biß seine Zähne aufeinander.

Sie hatten gewußt, daß er hier unten festsaß, daß er sie belauerte.

Wahrscheinlich hatten sie es schon die ganze Zeit über gewußt. Der Singsang mochte nur Ablenkung gewesen sein. Ein Bluff, um ihn in Sicherheit zu wiegen, ihn davon zu überzeugen, daß sie unterwegs waren, ihrem wahnsinnigen Gott zu huldigen.

Okay, die Sache war gelaufen.

Aufgeben stand trotzdem nicht zur Debatte.

»Und was nun?« fragte Mike und richtete sich vorsichtig in eine

sitzende Stellung auf. Die Mäuler der Puppen klafften drohend.

Scharfe Raubtierfänge funkelten blutigrot im Fackellicht.

»Du wirst es erleben, Schnüffler! Und vielleicht wirst du dir wünschen, den Sturz nicht überlebt zu haben.«

Mike versuchte, Zeit zu schinden.

»Aha. Dann werdet ihr mich also eurem wahnsinnigen Gott zur Fütterung vorwerfen.«

»Dein Zynismus wird dir noch vergehen!«

Die Kapuzenmänner lachten. Mike kannte den Ton, der darin schwang, nur zu gut: Das hatte nichts Gutes zu bedeuten.

Sie rissen ihn hoch.

»Vorwärts, Kerl! Ghulghanaar erwartet uns!«

»Also doch!« kommentierte Mike.

Das war sein vorerst letzter Kommentar. Er spürte einen reißenden Schmerz in seinem Nacken, dann nur noch bleierne Schwere – und schließlich gar nichts mehr.

So blitzschnell ging das, daß er nicht einmal mehr die Zeit fand, die Kerle samt ihren Puppen in die tiefste Hölle zu wünschen, dorthin, wo sie hingehörten.

***

Sekundenlang glaubte Damona, den Bezug zur Realität zu verlieren.

Zuviel war in den letzten Tagen auf sie eingestürmt, das hielt das stärkste Nervenkostüm nicht aus. Verflixt, sie war schließlich auch bloß ein Mensch!

Aber irgend etwas bewog sie, zu handeln, zwang sie, etwas zu tun, nicht mehr länger dazustehen und auf die Puppe zu starren, deren Fänge tief in den Hals des Mannes gegraben waren. Die immer höher lodernden Flammen hatten vollends auf die Plane des Lastwagens übergegriffen, sie in Brand gesetzt. Hilfe war da nicht mehr möglich… Sie hätte ohnehin nichts tun können. In Renates BMW gab es keinen Feuerlöscher.

Damona zerrte den Ohnmächtigen noch weiter vom Gefahrenherd weg. Ob Ghulghanaars Sklave oder nicht – für sie war er in erster Linie ein Mensch. Er hatte sich sein Schicksal nicht aussuchen können.

Und – vielleicht gab es ja noch Hoffnung.

Sie war Optimistin, das zeigte sich in diesen Sekunden einmal mehr. Sarkastisch stellte sie das fest.

»… fünfzehn, sechzehn, siebzehn!« Sie hörte die Stimme, die die Sekunden zählte, und erst jetzt bemerkte sie, daß das ihre Stimme war.

Gleich mußte es geschehen!

Der Tank des VW flog in die Luft!

Der Donner der Explosion schien ganz Wien in Trümmer zu legen!

Der Käfer wurde zerrissen, tausend scharfkantige Trümmerstücke wirbelten durch die Luft, regneten zu Boden. Die Druckwelle holte Damona ein, schmetterte sie nieder. Sie biß sich auf die Lippen. Blut!

Der salzige Geschmack quoll wie ein schleichendes Gift in ihren Mund. Der Schmerz blieb aus. Wahrscheinlich war sie schon viel zu abgestumpft, um überhaupt noch Schmerz empfinden zu können.

Hinter ihr krachte und prasselte es.

Aber keines der Trümmer traf sie. Sie hatte es geschafft, weit genug wegzukommen.

Sie rappelte sich auf.

Rauch hing wie eine überdimensionale Hand über dem Explosionsherd. Hier und da tobten kleinere Feuer. Der Lastwagen war zur Hälfte zerrissen, brannte jetzt aber nicht mehr.

Trotzdem ging Gefahr von ihm aus.

Und was für eine!

Auf der Ladefläche bewegte sich etwas… Wimmelnde, zuckende Bewegungen waren es!

Damonas Kehle war plötzlich wie zugeschnürt. Im gleichen Moment bewegte sich der Mann wieder. Er stöhnte, wälzte sich herum.

Seine Augenlider flatterten, kamen hoch. Sein verständnisloser Blick traf den ihren.

»He!« brummte er sichtlich verwirrt. »Was – was starren Sie mich denn so komisch an? Was ist überhaupt passiert?«

»Das fragen Sie ausgerechnet mich?« gab sie hastig zurück.

Ein schneller Seitenblick zum Lastwagen hinüber. Was ging dort vor sich…?

»Ich kapiere nichts! Überhaupt nichts!«

»Sie… Sie sind keiner von Ghulghanaars Sklaven?« Die Frage hörte sich so verdammt blöd an, aber in dieser Situation konnte sie darauf keine Rücksicht nehmen.

Er schüttelte den Kopf. »Ghulghanaar? – Wer soll das denn sein?«

Dann bemerkte er die Puppe an seinem Hals.

»Verdammt!« Er sprach nicht weiter, sondern zerrte an dem schlaff hängenden Ding. Mühelos lösten sich die Reißzähne von seiner Kehle. Lediglich rote Bißmale blieben zurück.

»Das Ding ist hin«, murmelte er leise. »Der Schädel…« Er hielt Damona die Puppe hin und zeigte ihr das Loch.

»Ich glaube, wir haben uns einiges zu erzählen«, meinte Damona.

»Das will ich auch meinen. Ich – ich bin Günther Seichter, von der Kripo Wien… Verdammt, ich weiß wirklich nicht, wie ich hierher komme, und …«

»Das ist jetzt auch nicht wichtig! Da – sehen Sie!«

Sie quollen aus dem zerborstenen Lastwagen. Hunderte, vielleicht sogar Tausende…

Sie – Ghulghanaars Horror-Puppen!

***

»Das gibt’s doch nicht!« keuchte Günther Seichter fassungslos. Das war heute schon das zweite Mal, daß er das feststellte. Heute morgen, in der Gerichtsmedizin, hatte er schon einmal mit einer solchen Puppe zu tun gehabt…

»Kommen Sie! Los, schnell!« Damona half ihm auf die Füße, zerrte ihn mit sich. Der Mann war so perplex, daß er alles willenlos mit sich geschehen ließ. Automatisch rannte er neben Damona her.

Der Weg zu ihrem BMW schien unendlich weit.

Aber sie würden es schaffen, *mußten* es schaffen! Noch fünf Schritte, noch vier…

Damona wandte den Kopf. Günther Seichter hielt sich neben ihr.

Er sah nicht gut aus. Sein Gesicht war beinahe so weiß wie der immer noch mit ungebrochener Wut vom Himmel wehende Schnee.

Klickend setzten sie sich in Bewegung. Die Mäuler öffneten und schlossen sich, die Hände mit den langen, nadelspitzen Krallenfingern waren ausgestreckt.

Wo kamen die Bestien bloß her?

Das sah doch nach Massenproduktion aus!

Fragen, Fragen, Fragen…

Und keine Zeit, auch nur darüber nachzudenken. Sie mußten weg, so schnell wie möglich verschwinden. Damona riß die Fahrertür auf, warf sich hinter das Steuer und öffnete die Beifahrertür. Schnaufend nahm Günther Seichter neben ihr Platz.

Damona startete. Der Motor des BMW kam. Gang, Gas – und los!

Jetzt achtete sie nicht mehr darauf, ob der Wagen hinten wegzog…

Jetzt war nur noch wichtig, daß er sich in Bewegung setzte!

Das schwarze Geschoß machte einen Satz nach vorn, direkt auf die Puppen zu!

»Festhalten!« kommandierte Damona.

Ihr Gesicht war verkniffen, ihre langen, schwarzen Haare zerzaust, einige Strähnen klebten an ihren Wangen. Wasser perlte über ihr Gesicht – Schneeflocken, die sich dort festgesetzt hatten und geschmolzen waren.

Günther Seichter klammerte sich am Türgriff fest. »Himmel, Arsch und Zwirn!« fluchte er. Dann schluckte er und sagte: »Entschuldigung.«

»Macht nichts«, erwiderte Damona lächelnd.

Rasend schnell schossen die Puppen heran. Sie dachten nicht daran, auszuweichen. Unbeirrt stapften sie heran.

Menschen waren nirgends zu sehen. Niemand kümmerte sich um das Geschehen. Das war ihr schon vorhin aufgefallen. Normalerweise

hätte die Detonation Hunderte von schaulustigen Gaffern herbeirufen müssen. Die Menschen hatten sich verkrochen. Hatten die grausige Gefahr erkannt…

Wien schien ausgestorben zu sein!

»Verrückt! Total verrückt!« Günther Seichter hatte das gesagt, und damit sprach er ihr aus dem Herzen.

»Die leben! Die… die Dinger leben tatsächlich!« keuchte er.

»Haben Sie etwa daran gezweifelt?«

»Insgeheim schon. Ich wollte es einfach nicht glauben. Wir – wir hatten einige Tote, die mit derartigen Viechern am Hals aufgefunden wurden. Aber…« Er unterbrach sich, starrte atemlos durch die Frontscheibe.

Sie hatten die Puppenarmee erreicht!

Gleich kam der entscheidende Moment!

Damona blieb eiskalt.

Der BMW schleuderte die Vorhut der Puppen beiseite.

Trotzdem stürmten die Puppen gegen ihn los! Messer, Knüppel, Ketten glitzerten in ihren winzigen Fäusten, als sie seitwärts heransprangen und damit auf den BMW einschlugen. Sie klammerten sich an den Türgriffen, am Dachgepäckständer fest, überall, wo dies nur möglich war. Wieder andere wurden vom Aufprall zurückgeworfen und krachten auf die Motorhaube. Sie bewegten sich immer noch.

Wimmelnd krochen sie vorwärts, zur Frontscheibe hin.

Damona riß das Lenkrad herum. Der BMW reagierte, stellte sich quer, schlitterte über die weißgetünchte Straße. Die Puppen wurden davongeschleudert. Andere warfen sich auf sie. Wie eine Flutwelle brandeten sie immer wieder heran. Sie schienen überall zu sein. Damonas Ohren, hallten wider von dem splitternden Krachen, mit dem die Waffen der Puppen gegen Karosserie und Fenster des BMW donnerten.

Dann war es so weit!

Zwei, drei, vier Puppen purzelten in den Fahrerraum! Sie hatten sich am Türgriff hochgezogen und durch das zertrümmerte Seitenfenster geschwungen!

»Kümmern Sie sich um die Teufelsdinger!« befahl Damona scharf.

»Sowieso!«

»Sie müssen auf den Schädel zielen!«

»Sonst noch Wünsche?«

»Tun Sie schon etwas!«

Günther Seichter verzog sein Gesicht und warf sich im Sitz herum.

Seinen Dienstrevolver hielt er in der rechten Hand. Donnernd entlud sich die Waffe. Ein Schrei zeigte an, daß er getroffen hatte. Damona sah nicht zurück. Konzentriert steuerte sie den BMW durch den Sumpf

aus zwergenhaften Körpern.

Die Reihen der grausigen Wesen lichteten sich. Damona nagelte das Gaspedal auf den Boden und betete insgeheim, daß der Wagen in der Spur blieb. Das Heck schlingerte bereits verdächtig.

Und dann waren sie durch!

Ghulghanaars Teufelspuppen blieben hinter ihnen zurück! Ein wütender Schrei aus zahllosen Kehlen vereinigte sich zu einem ekelhaften Orkan.

Damona verlangsamte.

Günther Seichter feuerte wieder. Und wieder. Kreischen, Schreien, Fauchen!

Gleichzeitig spürte Damona eine scharfe, reißende Bewegung an ihrem Nacken!

»Ruhig bleiben!« schrie Günther Seichter und schmetterte seine revolverbewehrte Faust zentimeterdicht an ihrer Wange vorbei. Ein knirschendes Geräusch war zu hören. Die Berührung verschwand.

Günther Seichter hatte der Horror-Puppe den Rest gegeben.

»War knapp«, kommentierte er.

Schweigend nickte Damona. Sie blickte in den Außenspiegel, sah, wie die Zwergengestalten von der wirbelnden, weißen Schneewand verschluckt wurden, wie ein unirdischer Spuk von einem Augenblick zum anderen verschwand.

»Was jetzt?« kam Günther Seichter zur Sache. Mit ruhigen, routinierten Bewegungen lud er seinen Revolver neu.

»Wir müssen das Zentrum dieser Teufel aufspüren«, erwiderte Damona einfach. Es hatte keinen Sinn, mit diesem Mann Katz und Maus zu spielen. Die Situation war viel zu ernst. Es kam auf jede Sekunde an. Günther Seichter hatte bereits Feindkontakt gehabt, und dabei hatte er seine Zuverlässigkeit bewiesen. Es wäre dumm gewesen, einen solchen Verbündeten nur deshalb abzulehnen, weil sie Gefahr lief, ihre wahre Identität zu verraten.

Gut, er würde erfahren, daß sie eine Hexe war, Para-Kräfte ihr eigen nannte, von denen man normalerweise nur in hochgestochenen wissenschaftlichen Abhandlungen oder Sciencefiction-Romanen las.

Es war bedeutungslos.

Wenn sie nicht alles daransetzten, Ghulghanaars Horden Einhalt zu gebieten, dann waren sie alle verloren. Was spielte da ihre Geheimidentität noch für eine Rolle?

Er schien zu merken, daß etwas in ihr vorging. Fragend blickte er sie an. »Sie – Sie wissen, wo sich dieses Zentrum befindet? Ich meine, von wo aus diese Teufel gesteuert werden?«

»Ja.«

»Und woher?«

»Das ist doch jetzt unwichtig. Ich weiß es, und ich war und bin

dorthin unterwegs.« Sie war ihm ausgewichen, absichtlich. Bei aller Freundschaft hätte er sie wohl für verrückt erklärt, wenn sie ihm von ihrem Pakt mit den uralten Kräften des Lichts erzählt hätte. Diese Kräfte zu beschwören, hatte sie gewagt. Sie hatte ihr Leben aufs Spiel gesetzt, aber sie hatte gewonnen. Die Urkräfte des Guten hatten sie erhört und akzeptiert – und sie hatten ihr den Weg gewiesen…

»Sie tun ja fast so geheimnisvoll wie – wie eine Hexe«, versetzte er kopfschüttelnd.

»Vielleicht bin ich eine Hexe.«

»Ach, was!« Er lachte rauh. »Hexen sind alt und dick, mit einer Warze auf der Hakennase und einem Raben auf der linken Schulter. So hat sie mir meine Mutter wenigstens immer beschrieben, als ich noch ein kleiner Junge war.«

»So, so.«

»Das ist alles, was Sie dazu zu sagen haben? Und dabei kenne ich noch nicht einmal Ihren Namen.«

»Sorry. Ich heiße King. Damona King.«

»Freut mich, Fräulein King.« Er nickte ihr zu, sah sie einige Sekunden lang schweigend an, dann räusperte er sich und fragte: »Wollen Sie mir nicht doch ein bißchen mehr erzählen? – Sie wissen mehr, das sehe ich Ihnen an der hübschen Nasenspitze an.«

»Zuerst sind Sie dran«, versetzte Damona.

»Ich? – Warum ich?«

»Nun, weil Sie für diesen Zauber verantwortlich sind. Sie haben mich gerammt. Dann sind Sie mit Ihrem Käfer gegen die Hauswand gedonnert. Das Feuer, alles – war Ihr Werk.«

Er wurde wieder ernst. »Das… das war nicht ich. Die Puppe, die an meinem Hals hing. Sie muß mich gesteuert haben. Ich weiß wirklich nichts mehr seit dem Moment, in dem mich das Biest angesprungen hat. Nicht einmal mehr, wohin ich unterwegs war.« Resignierend zuckte er mit den Schultern. »Tut mir leid, ehrlich.«

»Schon gut.«

»Eben nicht. Das Dankeschön hat noch gefehlt. – Danke.«

»Wofür?«

»Ach, nun tun Sie nicht so. Immerhin haben Sie mich aus dem brennenden Wrack geholt, aus der Gefahrenzone geschleift und was weiß ich noch alles… Sie sind ein seltsames Mädchen, Damona.«

»Danke.«

»Wofür?« konterte er.

Sie mußte lächeln, trotz der teuflischen Situation. Dann richtete sie ihr Augenmerk wieder auf die Straße. Die grauen Häuserfassaden glitten rechts und links vorbei. Der Schnee fiel immer noch vom Himmel, als gelte es, einen Weltrekord im Dauerschneien aufzustellen.

Und noch immer war nirgends eine Menschenseele zu sehen. Einsam

lagen die Straßen unter der weißen Decke, die in fataler Weise an ein Leichentuch erinnerte. Der Odem des Grauens hatte sich über die Häuser und Straßen gesenkt und die Menschen – jene, die noch nicht von Ghulghanaars Puppen versklavt waren – fühlten es…

Fühlten das Grauen, das sich in ihre Körper, ihre Geister hineinschlich…

***

Mit traumwandlerischer Sicherheit fand Damona ihren Weg.

Sie war zwar schon einige Male in Wien gewesen, meistens jedoch geschäftlich. Nur sehr selten hatte sich da eine Gelegenheit für eine Stadtbesichtigung ergeben. Jetzt kannte sie sich trotzdem aus. Es war ein Wunder, das die Urmächte möglich gemacht hatten. Sie kannte ihr Ziel – und den Weg dorthin. »Aufpassen!« gellte plötzlich Günther Seichters Stimme auf. »Da vorne! Eine Barrikade!«

Damona hatte das Hindernis im gleichen Augenblick gesehen. Sie sah die Schatten, die sich hinter die Mauer aus ausgebrannten, umgestürzten Autos, Balken und allerlei Gerümpel, das bereits von einer immer schneller anwachsenden Schneehaube bedeckt war, duckten.

Verzweifelt hielt Damona nach einer Seitenstraße Ausschau. Die Barrikade war gut gewählt. Aber da drüben… Eine dunkle Hofeinfahrt …

Das konnte natürlich eine Falle sein, aber sie hatte nicht mehr allzuviel Zeit, um wählerisch zu sein! Sie kurbelte am Lenkrad.

Die Höllenfahrt schien niemals mehr enden zu wollen. Wenn der BMW nicht in den nächsten paar Sekunden die Kurve nahm, dann würden sie seitwärts voll in die Barrikade krachen, und dann…

Irgendwie schaffte sie es, den Wagen abzufangen, wieder unter Kontrolle zu bekommen. Die Reifen faßten, wühlten sich durch den Schnee. Schweiß rann über ihr Rückgrat, kühlte ab und sorgte dafür, daß sie sich scheußlich fühlte. Dann schrammte der BMW rumpelnd über den Randstein, donnerte über das Trottoir und weiter, in die gähnende Hofeinfahrt hinein.

Damona und ihr Beifahrer wurden gehörig durchgerüttelt. Aber das war immer noch besser, als schon wieder in eine Auseinandersetzung mit Ghulghanaars Anhängern verwickelt zu werden.

Günther Seichter verrenkte sich schier den Hals, um zurücksehen zu können. »Sie kommen nicht, Damona. Scheint, als hätten wir sie abgehängt. Äh – haben Sie sie richtig gesehen? Ich meine, haben Sie gesehen, daß es… Menschen waren? Menschen, an deren Kehlen diese widerlichen Puppen hingen?«

»Ja. Die entseelten Sklaven des wahnsinnigen Dämons Ghulghanaar…«

»Ein – *Dämon* steckt dahinter? Ghulghanaar ist ein Dämon?« hauchte er.
»Glauben Sie es oder glauben Sie es nicht!«
Er schwieg ein paar Sekunden lang, und sie fuhr zügig weiter. Der Weg war so schmal wie eine modische Männerkrawatte, aber vorerst führte er weiter. Beiderseits ragten Häuser auf, nur hin und wieder von einem hohen Bretterzaun abgelöst.
Damonas Gedanken kreiselten hitzig. Unruhe wuchs in ihr, blähte sich auf. Sie begann zu ahnen, daß sie ihr Ziel keineswegs so mühelos erreichen würde, wie sie das erhofft hatte. Ghulghanaar schien sie zu beobachten, schien seine Freude daran zu haben, ihr einen Stein nach dem anderen in den Weg zu werfen. Verständlich, wenn man bedachte, um was es für ihn in diesem Spiel ging.
Sie dachte an Josef Heidenreich und Mike, die Stefan Bader verfolgt hatten. Der junge Mann war von einer Rattenpuppe übernommen worden. Sie hatten gehofft, daß er sie zu Ghulghanaars Versteck führte. – Ob sie damit richtig gelegen hatten? Hatten sie ihr Ziel erreicht?
Und wenn, was war mit ihnen geschehen?
Damona zwang sich, nicht mehr daran herumzukauen. Sie kniff ihre Augen zusammen und starrte in das weiße Tohuwabohu, das sie in immer stärker werdendem Griff umfing.
Unvermittelt tauchte das Ende des schmalen Weges vor ihnen auf: eine häßliche Ziegelsteinmauer, deren Verputz größtenteils abgeblättert war, und dort, wo er noch hielt, häßliche Blasen warf.
»Endstation«, meinte Günther Seichter lakonisch.
»Damit war zu rechnen.«
»Also doch eine Falle?«
»Keine Ahnung.«
»Sieht jedenfalls nicht danach aus«, meinte er und sah sich aufmerksam um.
Er hatte recht. Alles wirkte ruhig und friedlich. Kein Schatten bewegte sich hinter den Fenstern der Häuser, die sich hier dem düsteren Winterhimmel entgegenstreckten, und auch sonst war nichts und niemand zu sehen. Damona war und blieb trotzdem mißtrauisch. Sie hatte gelernt, damit zu leben – und zu überleben.
»Vielleicht haben wir zu Fuß sogar mehr Glück«, überlegte sie halblaut.
»Na, ich weiß nicht.« Er war nicht sonderlich begeistert.
»Möglicherweise rechnen sie damit, daß wir umdrehen und durchzubrechen versuchen«, erinnerte sie.
»So oder so, wir sitzen ganz schön in der Tinte.«
»Und deshalb müssen wir zusehen, daß wir so schnell wie möglich wieder aufs trockene Festland kommen«, konterte Damona, und

gleichsam wunderte sie sich, woher sie ihre Zuversicht nahm.

Sie stieg aus. Eiskalter Wind und Schnee fegten in ihr Gesicht und ließen sie zusammenzucken.

»Wohin?« fragte Günther Seichter schnaufend, nachdem er neben ihr stand. Offenbar betrachtete er sie als Chefin, hatte instinktiv erkannt, daß sie in dieser Angelegenheit die Erfahrenere, vielleicht sogar die Kaltblütigere war. Dementsprechend handelte er.

Damona nahm es zur Kenntnis, aber sie dachte sich nichts dabei.

Sie hatte schon immer über ein gesundes Selbstbewußtsein verfügt, und das schloß emanzipiertes Verhalten ein, machte es sogar selbstverständlich.

»Vorhin habe ich da hinten eine offenstehende Haustür gesehen.«

Sie zeigte in die Richtung, aus der sie gekommen waren.

Günther Seichter kratzte sich an seinem kantigen Schädel. »Taktischer Rückzug also«, stellte er fest.

Sie rannten los.

Nichtmenschliche, wie Gletschereis funkelte Puppenaugen starrten ihnen nach…

***

Es war nicht mehr auszuhalten!

In seinem Schädel dröhnte und wummerte und hämmerte es, als würden dort tausend John Travoltas ihren nächsten Disco-Auftritt einstudieren. Mike versuchte, klarzukommen. Aber das war ziemlich schwer. Er hörte eine schrille, irrsinnig laute Donnerstimme…

Wortfetzen… Aber er konnte nichts verstehen. Dann roch er etwas Süßliches … Leichengeruch!

Entsetzen würgte in seiner Kehle, krampfte sein Herz zusammen.

Seine Erinnerung explodierte wie ein reifer Pilz und ließ ihre Sporen in seinen benommenen Geist regnen. Alles war jetzt wieder klar, er konnte hören, schmecken, riechen, fühlen.

Die Stimme!

Jetzt verstand er sie: »… werde euch meine Macht beweisen! Ihr, die ihr hier um mich, euren Gott, versammelt seid, sollt Zeugen werden jener Mächte, die ich zu erwecken vermag! Die Moordrohr sind es, die unserem Kampf Beistand bringen werden! Die Moordrohr, die alten Götter der Erde, jene Götter der Vorzeit, die seit Jahrtausenden vergessen und nun im Zentrum der Erde zu hausen gezwungen sind. Ich werde sie zu meinen Verbündeten machen! Ich werde sie aufsuchen, ihnen meinen genialen Plan unterbreiten …« die Stimme überschlug sich, mündete in geiferndes, hechelndes Lachen, das von überallher widerhallte.

Mike zweifelte keine Sekunde mehr daran, daß er Ghulghanaar gegenüberstand – oder besser: lag.

Er spürte etwas Hartes unter seinem Körper und wenn er sich vorsichtig bewegte, dann schnitten Lederriemen tief in seine Hand und Fußgelenke.

*Ein Altar.* Der Gedanke war urplötzlich in ihm entstanden. Mikes Kehle verengte sich.

Im gleichen Augenblick verstummte Ghulghanaars Höllengelächter.

»Sie an, unsere dicke, fette Ratte ist zu sich gekommen und windet sich!«

Mike riß seine Augen auf, die er bisher noch geschlossen gehalten, hatte, und – er sah Ghulghanaar!

Tausend oder mehr golden glühende Raubtieraugen, die über einen wahnsinnigen, schwammigen, formlosen Titanenkörper verteilt waren, starrten ihn an. Zahllose Münder klafften, sonderten schaumigen Speichel ab, der über den weichen Körper rann und zu Boden tropfte. Er verursachte den süßlichen Leichengeruch, der sich so bedrückend auf Mikes Lungen legte.

Und dann war da auch noch die Ausdünstung von Ghulghanaars Wahnsinn. Wie ein Regenwurm, der glühende Nadeln vor sich her trieb, peitschte er gegen Mikes Verstand.

Mike starrte den Furchtbaren an. Das also war seine wahre Gestalt!

Mike mußte an die erste Konfrontation mit Ghulghanaar denken.

Damals in Kirrimuir… Damals war der wahnsinnige Dämon zu einem Großteil noch in der Wahnsinnssphäre gefangen gewesen. Nur ein Teil seines Ichs hatte er in den Körper des Reporters Chris Morgan projizieren – und ihn zu einem ihm genehmen Wesen verformen können. Trotzdem, der Kampf war verdammt hart gewesen.

Dies Mal stand von vornherein fest, wer Sieger sein würde…

Er war beileibe nicht der Typ, der die Flinte vorschnell ins Korn warf, aber…

Mike brachte den Gedanken nicht zu Ende. Ghulghanaars häßliche Stimme – von tausend Mündern herausgespien – zerfetzte seine Überlegungen.

»Nun, elender Sterblicher«, donnerte er, »genug gesehen? Genug überlegt? – Ist deine Neugier befriedigt?«

Mike schwieg.

Es kam nicht oft vor, daß er derart sprachlos war, aber dieses Mal war es der Fall. Keuchend warf er seinen Schädel herum. Ghulghanaar lachte wieder. Mike sah die sieben Kapuzenträger, die den Altar umringten, auf den sie ihn gefesselt hatten. Dahinter, im Fackellicht nur mehr schemenhaft erkennbar: eine Menschenmenge. Schulter an Schulter standen sie, Männer und Frauen. An den Kehlen der Unglücklichen hingen die rattenköpfigen Puppen, die sie zu seelenlosen Sklaven Ghulghanaars machten.

Langsam wandte Mike seinen Kopf wieder ab. Aus den Augenwinkeln

heraus nahm er huschende, wimmelnde Bewegungen am Rande des Lichtkreises wahr. Dort war die Puppenbrut aufmarschiert. Der riesige unterirdische Gewölberaum wimmelte vor grausigem Leben.

»Du hast keine Chance mehr, Mike Hunter!« stellte Ghulghanaar genüßlich fest, nachdem er sein Entsetzen genossen hatte.

Mikes Gedanken rasten, suchten verzweifelt nach einem Ausweg.

Es gab keinen. Diesmal nicht.

»Du willst wissen, wie du sterben wirst? O ja, du sollst es erfahren. Es wird nämlich ein besonders interessanter Tod…« Ghulghanaar kicherte, sein Wahnsinn brach durch.

Mike erschauerte unter der plötzlichen intensiven Strahlung. Er krümmte sich zusammen, wand sich in seinen Fesseln.

»Du wirst in mir aufgehen, Mike Hunter, wirst Teil meines hübschen Körpers werden! Nun, wie gefällt dir das? Ist das nicht eine hübsche Idee? O ja, ich sehe, daß du begeistert bist! Aber zuvor, – zuvor wirst du mir zu Diensten sein! Du wirst von einem meiner süßen Lieblinge übernommen. Wirst Träger einer Parasitenpuppe und verlierst deinen Willen. Jedem – jedem! – meiner Befehle wirst du umgehend nachkommen. Du wirst drei Mädchen töten. Drei Mädchen, die sterben müssen, um die alten, bösen Götter im Zentrum der Erde für meinen Besuch gnädig zu stimmen…«

»Nein!« würgte Mike hervor.

»Du wirst es tun, Hunter, denn du hast keine Wahl!«

Wie verrückt riß und zerrte Mike jetzt an den Fesseln, aber es war sinnlos. Die Lederriemen hielten.

Ghulghanaars Titanenkörper erzitterte unter einem neuerlichen Hohngelächter. Die Augen tränten grünliche Flüssigkeit aus, und die Münder zuckten konvulsivisch.

Mike schloß die Augen. Damona, dachte er. Himmel, Damona, wenn du mich jetzt doch nur hören könntest… Vielleicht könntest du mir helfen …

»Sie wird dir nicht helfen!« japste Ghulghanaar. Er hatte seine Gedanken gelesen. »Sie ist vollauf mit sich selbst beschäftigt. Köstlich, köstlich… Weißt du, daß sie versucht, hierher zu gelangen? Ja, sie weiß, wo sie das Heiligtum des Gottes des Wahnsinns zu suchen hat, sie weiß es … Woher auch immer. Aber sie wird es niemals schaffen, bis zu mir vorzudringen. Niemals. Es – es sei denn, ich wünsche dies! Eine alte Rechnung ist noch zu begleichen. Du weißt, von was ich spreche. Du weißt es …«

»Sie wird dich vernichten!« flüsterte Mike, plötzlich eiskalt. Unheimliche Ruhe strömte durch seinen Körper. Nein, er fürchtete sich nicht mehr vor dem Tod.

Aber die Gewißheit, daß durch seine Hand drei unschuldige Mädchen sterben sollten, die brachte ihn fast an den Rand des

Wahnsinns. Sein Leben lang hatte er sich für die gute Sache eingesetzt, und jetzt…

Es durfte nicht sein! Vielleicht konnte er doch noch irgend etwas am Schicksal drehen…

Ghulghanaars teuflische Augen glommen jetzt in düsterem Rot.

»Bringt einen meiner Lieblinge her! Der Wirtskörper ist bereit! Schnell, schnell… Ich will keine unnötige Zeit verlieren! Die Moordrohr sind ungeduldig, laßt sie nicht warten!«

Und einer der Kapuzenträger wandte sich ab. Als er wieder in Mikes Gesichtsfeld kam, trug er eine Puppe in seiner Rechten. Die höllisch scharfen Zähne glitzerten unheilvoll im Fackellicht…

***

Mit einem harten Schlag krachte die Haustür hinter ihnen ins Schloß. In dem düsteren Korridor roch es muffig, so, als wäre schon seit Jahrzehnten nicht mehr gelüftet worden. Das Haus war steinalt und ganz offensichtlich nur nach jedem fünften Schaltjahr renoviert worden.

Der Korridor führte kerzengerade in die Düsternis, rechts und links zweigten Türen ab. Im Hintergrund gab es eine kleine Halle und eine altmodische Treppe mit wurmstichigem Geländer, die in die oberen Stockwerke hinaufführte.

»Wie gesagt, es kann eine Falle sein«, meinte Günther Seichter nach einer kleinen Weile.

Damona nickte, obwohl sie wußte, daß er das in der Finsternis nicht sehen konnte. »Wir dürfen keine Zeit verlieren«, meinte sie.

»Je länger wir hier herumstehen, desto wahrscheinlicher ist es, daß sie uns kriegen.«

»Da dürften Sie recht haben«, stimmte er zu. »Aber, wissen’s, so langsam kommt mir der Verdacht, daß wir auf Dauer nicht durchhalten. Wir kommen an dieses sogenannte Zentrum nicht heran, dafür sorgen die schon.«

»Wir müssen es trotzdem versuchen.«

»Ja, freilich, freilich, ich habt ja bloß gemeint…«

»Tut mir leid, wenn ich zu heftig war.«

»Schon gut, kann ich doch voll Verstehen.« Er seufzte, wischte übet sein schweißnasses Gesicht. »Wenn wir wenigstens auf Hilfe zählen könnten. Aber so, wie ich das sehe, gibt es in ganz Wien keinen normalen Menschen mehr… Verrückt!«

Flüchtig dachte Damona an Renate Kitzmüller und Jutta Gerstky.

Sie hatte die beiden in der Wohnung in der Neubaugasse zurückgelassen. Waren sie tatsächlich auch schon Opfer der Rattenpuppen geworden? Waren tatsächlich alle Menschen Wiens ›übernommen‹?

Und Mike und Josef?

Sie schluckte den würgenden Kloß hinunter, der in ihrer Kehle steckte. Wenn sie nur etwas tun könnte! Ihre Hexenfähigkeiten bewußt aktivieren, beispielsweise. Dann wäre alles viel einfacher gewesen. Aber das konnte sie nicht. Ihre Para-Kräfte waren völlig autark und aktivierten sich nur in Ausnahmesituationen. Also tat sie gut daran, gar nicht erst mit ihnen zu rechnen.

All diese Gedanken brachte sie in einer Zeit hinter sich, die man nach einem ziemlich raschen Lauf braucht, um zweimal ein und wieder auszuatmen. Sie machte ein paar Schritte Richtung Treppe.

Günther Seichter blieb dicht hinter ihr. Sie konnte seinen stoßweisen, verhaltenen Atem in ihrem Nacken spüren.

Je weiter sie sich von der Haustür entfernten, durch deren Milchglasscheiben matte Helligkeit in den Korridor sickerte, desto düsterer wurde es. Wie ein Krebsgeschwür wucherte die Dunkelheit in der Halle und auf den Treppenstufen. Kein Geräusch war zu hören, nichts, überhaupt nichts.

Damona kniff die Augen zusammen, versuchte, die Dunkelheit mit ihren Blicken zu durchdringen, irgendwo eine hastige, verstohlene Bewegung wahrzunehmen. Sinnlos. Sie sah nicht einmal die Hand vor Augen. Und einen Lichtschalter schien es in diesem Korridor nirgends zu geben.

Sie ging weiter. Einen Schritt. Noch einen. Und einen dritten.

Jetzt mußte sie in der Halle stehen. Ihre ausgestreckte Rechte berührte den wuchtigen Knauf des Treppengeländers. Nichts passierte. Waren sie Ghulghanaars Häschern tatsächlich entkommen?

Flüchtig dachte sie daran, daß sie immer noch draußen umherstreiften. Wahrscheinlich würden sie ihre Suche erst aufgeben, wenn sie sie aufgestöbert hatten. Oder – sie wußten, daß sie sich in dieses Haus zurückgezogen hatten, und unternahmen lediglich deshalb nichts, weil sie genau das hatten erreichen wollen.

Weil sie wußten, daß sie hier bereits erwartet wurden…

Die Ungewißheit zerrte an ihren Nerven. Mit jeder verstreichenden Sekunde mehr. Dazu die Sorge um Mike, Josef, Renate und Jutta…

Ein knarrendes Geräusch zerriß die brütende Stille! Damona zuckte nicht einmal zusammen. Sie hatte geahnt, daß etwas passieren mußte! Das Knarren war von vorn gekommen. Dorthin starrte sie.

Eine Tür schwang beängstigend langsam auf, keine zwei Meter von ihnen entfernt, auf der rechten Seite der Halle. Ein schmaler Lichtstreifen schlängelte sich über den dunklen Boden.

Dann – genauso unvermittelt – war alles wieder still. Die Tür stand einen schmalen Spalt weit offen.

Damona hielt es nicht mehr aus. Sie hatte es satt, davonzulaufen.

Himmel, es gab Wichtigeres zu tun, als hier, in diesem muffigen

Hausflur, Verstecken zu spielen!

Eiskalt wurde sie!

Mit drei raschen, entschlossenen Schritten war sie an der Tür und trat sie auf. Wummernd flog sie zurück, gegen die Wand. Damona starrte in einen kleinen Korridor, der drei Meter entfernt endete.

Durch ein großes Fenster fiel Licht.

Günther Seichter drängte sich an ihr vorbei, in die Wohnung hinein. Im Eiltempo durchsuchte er sie. Damona blieb dicht hinter ihm.

Jetzt war er wieder der routinierte Polizist und als solcher quasi in seinem Element. Aber es gab nichts zu finden.

Die Wohnung war – leer.

Er knurrte und schob seine Pistole in die Halfter zurück.

»Vielleicht ein Wink des Schicksals. Wir sollten das nutzen und verschwinden.«

»Wink des Schicksals«, echote Günther Seichter säuerlich.

Damona hatte bereits ein Fenster geöffnet und schwang sich hinaus. Die Wohnung lag ebenerdig, und die eineinhalb Meter zum Boden hinunter waren für sie kein Hindernis. Die letzten Monate hatten sie nicht nur mächtig abgehärtet, sondern auch dafür gesorgt, daß sie stets fit war. Geschmeidig kam sie unten auf.

Günther Seichter folgte ihr nach. Trotz seines kleinen Bauchansatzes war er beweglich wie ein Gummiball.

In der Wohnung blieb alles still.

Okay, vielleicht hatten sie tatsächlich Glück. In der augenblicklichen Misere konnte das beileibe nichts schaden.

Damona zog ihren Jackenkragen hoch, orientierte sich kurz. Sie standen in einem Hinterhof, in dem früher einmal Schrebergärtchen angelegt sein mochten. Trotz der dicken Schneeschicht war jedoch offensichtlich, daß hier schon seit Jahren nichts mehr gemacht worden war.

Ein paar Meter entfernt stand ein Bretterzaun. Er wirkte genauso morsch und baufällig wie die Mietskaserne, der sie soeben entronnen waren.

Ein wuchtiger Tritt Günther Seichters trümmerte *eine* Bresche hinein. Sie schlüpften hindurch. Eine Straße. In der Ferne röhrte ein, Auto. Zu sehen war es nicht.

Sie überquerten die Straße, schlitterten um eine Ecke und hetzten in eine schmale Gasse hinein. Irgendwann bogen sie in eine kleine Straße. Dann kam ein Hinterhof, wieder eine Straße.

Niemand verfolgte sie, niemand begegnete ihnen. Weder Menschen, noch Ghulghanaars Horror-Puppen. Aber die Ruhe schien trügerisch. Wie die Ruhe vor einem Sturm.

***

»Nein! Bitte nicht – Lassen Sie mich nicht allein!« keuchte Jutta Gerstky entsetzt. Ihre Hand zuckte hoch und klammerte sich um Renate Kitzmüllers Arm.

»Aber ich lasse Sie doch nicht allein«, beruhigte Renate das Mädchen.

Sie bemühte sich, ihre Stimme sanft und sicher klingen zu lassen, obwohl ihr das sehr schwerfiel. Seit Damonas überstürztem Aufbruch fühlte sie sich alles andere als sicher. Zu deutlich stand ihr noch der Angriff der Puppen vor Augen.

Sie sorgte sich um Mike und Josef und natürlich um Damona.

Stunden waren vergangen, Stunden, in denen die Angst wie ein kaltes Gift in ihren Körper gekrochen war. Nein, sie würde sich nicht gehenlassen, sie würde stark bleiben. Aber – wie lange noch?

Jutta Gerstky hatte sich entspannt und war in die Kissen zurückgesunken. Ihr Gesicht war bleich. Wie brüchiges Pergament spannte sich die Haut über die hohen Wangenknochen. Dunkelviolette Schatten hatten sich um die Augen festgesetzt.

Jutta Gerstky ging es nicht gut. Ihr Zustand verschlechterte sich immer mehr. Vorhin war der Arzt dagewesen, aber der hatte ihr auch nicht helfen können. Jutta war nicht physisch krank. Ihre Krankheit saß viel tiefer. Sie hatte mitansehen müssen, wie ihr Verlobter Stefan Bader von einer Rattenpuppe überwältigt worden war.

Sie hatte ihn für tot gehalten, hatte sich selbst ebenfalls aufgegeben.

Die Puppen waren auch über sie hergefallen. In letzter Sekunde hatten sie Damona, Mike und Josef vor einem fürchterlichen Schicksal bewahrt. Aber für Jutta Gerstky war das Leben bedeutungslos geworden…

Renate schluckte. Sie hatte immer wieder versucht, dem Mädchen zu erklären, daß noch nicht alles verloren war, daß ihr Stefan noch lebte. Aber Jutta Gerstky schien gar nicht zuzuhören. Bis vor ein paar Minuten war sie stumm und bewegungslos im Bett gelegen und hatte starr zur Decke hochgesehen.

»Alles wird gut werden, Jutta«, flüsterte Renate.

»Aber – er ist doch tot!«

Sanft strich Renate dem Mädchen das schweißnasse Haar aus der Stirn. »Nein, Jutta, nein, er ist nicht tot. Glauben Sie mir doch. Ich habe es Ihnen doch schon so oft gesagt. Er lebt. Er…« Sie brach ab, zögerte und hatte sich dann zu der notwendigen Notlüge durchgerungen: »Mike und Josef haben ihn ins Krankenhaus gebracht.«

»Ins Krankenhaus…«, murmelte Jutta Gerstky.

Renate nickte. Und sie dachte daran, was zwischenzeitlich wohl wirklich mit Stefan Bader geschehen sein mochte, der doch ganz von dieser ekelhaften Puppe beherrscht, gesteuert wurde. Mike und Josef hatten ihn verfolgt, aber bis jetzt kein Lebenszeichen mehr von sich

gegeben. Ob sie ebenfalls – übernommen worden waren! Das Grauen tastete eiskalt nach Renates Nerven, ließ sie beben. Mit eiserner Willensanstrengung beherrschte sie sich.

Es klingelte! Wie elektrisiert fuhr sie zusammen. Ihr Herz hämmerte. Wer mochte das sein? – Damona? Oder Josef und Mike? Sie sah auf Jutta Gerstky nieder. Sie hatte offenbar nichts gehört, war wieder in ihre Teilnahmslosigkeit verfallen.

Behutsam löste Renate Juttas Hand von ihrem Arm und erhob sich. Sie verließ das kleine Gästezimmer, in dem sie ihr Sorgenkind untergebracht hatte, und ging zur Tür.

Wieder klingelte es.

Renate zögerte, ihre Hand lag auf der Messingklinke, schien daran festgefroren zu sein. Ein Gefühl drohender Gefahr durchrieselte sie.

»Wer ist da?« hauchte sie. Ihre Stimme war brüchig.

Keine Antwort.

Dann ein seltsamer Laut. – Ein Stöhnen…

Die wildesten Vermutungen schossen durch ihren Sinn. Vielleicht lag Josef vor der Tür, schwer verletzt, unfähig, sich zu melden, und sie öffnete nicht! Ruckartig ließ Renate die Sicherheitskette einrasten, dann drückte sie die Klinke nieder.

Einen Zentimeter, zwei Zentimeter weit zog sie die Tür auf…

Da warfen sich drei, vier, fünf gnomenhafte Körper dagegen!

Puppen!

Renate war wie von Sinnen! Sekundenlang war sie unfähig, zu reagieren! Der Aufprall war hart, die Tür sprang zurück, dann ein Ruck! Die Sicherheitskette! – Sie hielt! Trotzdem versuchte sich eine Puppe durch den entstandenen Spalt zu zwängen.

Jetzt hatte Renate ihre Schrecksekunde überwunden. Mit einem krächzenden Entsetzensschrei schmetterte sie die Tür zu, drückte mit ihrem Körper dagegen. Das Grauen verlieh ihr unheimliche Kräfte. Irgendwie schaffte sie es, gegen den fürchterlichen Druck der Puppengeschöpfe zu bestehen, die Tür ins Schloß schnappen zu lassen. Die Puppe, die sich durch den Spalt hatte drängen wollen, war zerstört.

Schluchzend wandte sich Renate ab. Sie war mit ihren Nerven beinahe am Ende. Sie hielt das nicht mehr lange aus. Was für eine Teufelei mochten die Puppenwesen jetzt ausbrüten? Alles war still. Unheimlich still.

Die Polizei! Sie mußte die Polizei rufen! Himmel, warum hatte sie daran nicht schon früher gedacht? Atemlos trat Renate ans Telefon, nahm den Hörer ab und wählte. Dann erst begriff sie, daß das nichts nutzte. Es gab kein Freizeichen. Die Leitung war tot. Sie konnte nicht telefonieren.

Da zerbarst im Wohnzimmer eine Fensterscheibe!

*Immer dichter wurde das Netzwerk des Grauens, wie der Kokon einer riesigen, monströsen Spinne.*

*Gleichzeitig gerieten die Waagschalen der kosmischen Urmächte Licht und Finsternis in Bewegung. Zitternd neigten sie sich – zugunsten der Finsternis!*

*Seit Ewigkeiten waren die kosmischen Gesetzmäßigkeiten erstarrt gewesen. Seit Ewigkeiten der Kampf der Legionen der Schwarzen Familie gegen die Verfechter des Lichts unentschieden geblieben. Die Dämonen hatten die Sterblichen tyrannisiert, hatten sich an deren Qualen geweidet – und bewußt darauf verzichtet, die Herrschaft des absolut Bösen auf dem Planeten Erde total zu manifestieren. Sie brauchten die Sterblichen, brauchten sie, weil sie es liebten, mit ihnen ihr teuflisches Spiel zu spielen.*

*Aber jetzt – jetzt war einer der ihren gekommen, der sich nicht damit begnügte, hin und wieder im Verborgenen zu genießen.*

*Ghulghanaar, der Wahnsinnige, wollte absolute Macht. Macht über Menschen und Dämonen. Und diesen seinen Anspruch begründete er in seinem rücksichtslosen Vorgehen.*

*Er war mächtig.*

*Der Sieg würde ihm gehören!*

*Zufrieden, heimlich gar triumphierend, beobachteten die finsteren Urmächte, die über den Höllenlegionen, über Asmodis, ja, sogar über Satan residierten, sie beherrschten, das Geschehen, das durch Ghulghanaars Bestrebungen in Gang gebracht worden war.*

*Aber da geschah etwas, womit sie nicht gerechnet hatten!*

*Erregt waberten die energetischen Strukturen ihrer Egos auf! Gigantische, schwarze Fühler begannen nervös zu zittern…*

***

Asmodis, der Fürst der Schwarzen Familie, wußte um den Ernst der Lage.

Er hatte sich abgekapselt, sich völlig in die von ihm erschaffene Psycho-Sphäre zurückgezogen, die ihm absolute Ruhe und Ungestörtheit garantierte. Zurückgelehnt saß er in einer sanft pulsierenden schwarzen Kugel und starrte auf die endlosen Ebenen hinaus.

Monotones Schwarz überall. Hier gab es nichts, das ihn ablenken konnte. Sogar auf den Prunk, mit dem er sich – wie alle Angehörigen seiner Rasse – liebend gerne umgab, hatte er verzichtet. Er mußte nachdenken.

Asmodis sog den betörenden Rauch ein, den die Wände der schwarzen Kugel verströmten. Da er seine Zellstruktur verändert und der eines normalen Sterblichen angeglichen hatte, konnte er das berauschende Fluidum voll genießen.

Sein Geist wurde von einer öligen Woge erfaßt und in endlose Fernen davongespült. Dennoch waren seine Gedanken glasklar.

Wien war nahezu vollkommen in Ghulghanaars Hand. Einflußreiche Sippenführer der Schwarzen Familie waren von seinen Sklaven ermordet worden. Und das Versteck des Wahnsinnigen war noch immer nicht ausgemacht!

Fauchend schmetterte Asmodis seine Fäuste gegen die schwarze Wandung, tauchte tief hinein.

Er war es nicht gewohnt, zu verlieren. Aber dieses Mal sah es ganz so aus, als müsse er sich damit abfinden, Verlierer zu sein.

Und Satan, sein oberster Herr, zürnte!

Noch hüllte er sich in Geduld und scheinbare Großzügigkeit, noch schwieg er! Aber dieses Schweigen war schlimmer als jede Drohung! Asmodis wußte nur zu gut, daß er unter Zug- und Erfolgszwang stand. Er mußte Ghulghanaar ausschalten, seine Horden vernichten. Gelang ihm das nicht, so waren die Konsequenzen vorausschaubar… Satan haßte Versager. Und es gab genügend Anwärter auf die Stellung des Fürsten der Finsternis …

Asmodis Pseudokörper begann zu flackern, die Erregung ließ ihn wieder seine wahre Gestalt annehmen. Er bemerkte es nicht einmal.

Aufgepeitscht waren seine Gedanken, wie besessen rasten sie um das anstehende Problem. Ghulghanaar aufspüren… Vernichten …

Sieger bleiben!

Seine finsteren Horden waren ausgeschwärmt, um den Tempel des Wahnsinnigen zu finden. Tausende seiner zuverlässigsten Späher – Geister, Kobolde, Irrwische – waren unterwegs. Das Ergebnis war dennoch gleich Null! Ghulghanaars Anhänger hatten ganze Arbeit geleistet. Der magische Schutzschild, der den Tempel umhüllte, tarnte, war perfekt.

Und das von Ghulghanaar bewirkte Chaos regierte Wien, ausgerechnet Wien, in der die Schwarze Familie besonders stark und einflußreich vertreten gewesen war!

Sogar diese verfluchte Damona King, die Tochter der abtrünnigen Hexe Vanessa, schien in diesen tödlichen Sog gerissen worden zu sein. Selbst die kompliziertesten schwarzmagischen Sprüche und Beschwörungen vermochten nicht mehr aufzuzeigen, wo sie sich momentan aufhielt. Und von ihrem Gefährten Mike Hunter fehlte ebenfalls jede Spur.

Asmodis fluchte fürchterlich.

Schon war er im Begriff, seinen dahinjagenden, von den betörenden Düften der schwarzen Kugel beflügelten Geist in den Körper zurückzurufen, als er KONTAKT bekam! Kontakt mit…

Blitzartig reagierte er, krallte sein Ich zusammen, hielt den flüchtigen Eindruck fest, den er zufällig erhascht hatte! Seine geistigen Fühler sondierten… erfaßten die wahnsinnige Ausdünstung!

Ghulghanaars Ausdünstung!

Die Ausdünstung des wahnsinnigen Dämons!

Heiser schrie Asmodis auf, und das Echo rollte hundertfach verstärkt über die endlosen schwarzen Ebenen seiner Psycho-Sphäre.

Instinktiv begriff er, daß er eine Spur des Erzgegners gefunden hatte. Eine Spur, die bisher so raffiniert getarnt gewesen war. Magie, uralte Magie hatte ihren Schleier über Ghulghanaars Wahnsinnsausdünstung gelegt, ihn vor jeglichem anderem magischen Zugriff getarnt. Deshalb waren seine, Asmodis, Späher bislang erfolglos geblieben. Dieser Schutzschirm war nicht mit Magie zu durchbrechen…

Nur durch die Kraft jener Wachträume, die dieser betörende, aus den Wänden der schwarzen Kugel strömende Duft ermöglichte.

Wie ein Blutegel klammerte sich Asmodis' Geist an die Spur, folgte ihr nach, so schnell, wie nur Gedanken sein können. Gräßlich waren die tosenden Gewalten des Wahnsinns, denen er sich aussetzte!

Jetzt, da er den Schutzschirm durchstoßen hatte, prasselten sie ungehemmt auf ihn ein – wie Sandpartikel, die von einem rasenden Orkan gepeitscht wurden!

Asmodis hielt stand!

Hechelnd pumpten die Lungen seines pseudomenschlichen Körpers den berauschenden Duft in ihn hinein. Und er näherte sich seinem Ziel.

Sein Geist raste tiefer, durchbrach irisierende Nebel von Wahnsinn und brutalen, machthungrigen Gedankenfetzen…

Das Bild wurde deutlich.

Scharf umrissen manifestierte es sich in Asmodis' Gehirn: Eine gewaltige, unterirdische Halle… Menschen. Rattenköpfige Puppen. Sieben Gestalten in langen, schwarzen Kapuzenkutten. Ein Altar. Darauf, gefesselt: Mike Hunter.

Und Ghulghanaar lachte!

Asmodis keuchte auf, die Bilder verschwammen – und waren im nächsten Moment völlig verschwunden. Die unerwartete geistige Konfrontation mit dem Wahnsinnigen war unerträglich gewesen, und sein Geist hatte instinktiv reagiert, sich zurückgezogen.

Ghulghanaar war ahnungslos.

Noch.

Asmodis' Geist kehrte in den unzulänglichen Menschenkörper zurück, schwarze, graue, weiße Wirbel kreiselten vor seinen Augen.

Der vorhin eingesetzte Umwandlungsprozeß lief jetzt blitzartig ab, rasend schnell wurde der menschliche Körper zum Titanenkörper des Herrn der Finsternis.

Jetzt war er wieder er selbst! Asmodis, Fürst der Schwarzen Familie, Statthalter des Bösen! Die berauschende Wirkung des Kugelfluidums versickerte. Mit einem knappen Gedankenimpuls brachte Asmodis die Psycho-Sphäre zum Platzen.

Er rematerialisierte im Audienz-Saal seines Höllenpalastes. Schwefel und schwarze Blitze umwirbelten seinen gewaltigen Körper, Donner hallte, als sein Klumpfuß auf das wertvolle Marmor-Gold-Mosaik des Bodens wummerte.

Asmodis rief seine höllischen Artgenossen.

***

Die Zähne der Rattenpuppe gruben sich in Mikes Hals hinein. Ein stechender Schmerz explodierte in ihm, lähmte seinen eigenen Willen. Er versank in klebriger Dunkelheit. Das Raunen, Flüstern und stoßweise Atmen der Anwesenden schien schlagartig zu verstummen, als die sieben Kapuzenträger seltsame Beschwörungen murmelten. Monoton rasselten sie sie herunter. In Mikes Schädel hämmerte es. Übelkeit kroch durch seinen Magen.

Dann materialisierte Ghulghanaars Stimme direkt in seinem Kopf!

*Jetzt gehörst du mir, Hunter! Mir ganz allein! Du wirst alles tun, was ich von dir verlange! Alles! Alles!*

Geiferndes Gelächter hallte durch seinen Geist, brachte ihn schier um den Verstand.

Bis zuletzt hatte er nicht aufgegeben, bis zuletzt hatte er versucht, sich irgendwie befreien, entkommen zu können. Er hatte sich an einen Strohhalm geklammert, den es nicht gab.

Jetzt war er Ghulghanaars Sklave.

Willenlos.

Seelenlos.

Mike wußte es, konnte darüber nachdenken – und doch nichts Alternatives unternehmen. Völlig ruhig – wie innerlich abgestorben – war er.

*Steh auf!* befahl Ghulghanaars telepathische Stimme.

Und Mike erhob sich.

Die Kapuzenmänner hatten seine Fesseln zerschnitten. Abwartend sahen sie ihn an. In den dunklen, von den Kapuzen überschatteten Gesichtern war keine Gefühlsregung zu erkennen.

Mike suchte auch nicht danach. Starr glotzte er vor sich hin, erwartete Ghulghanaars weitere Befehle. Schwer lastete das Gewicht der Puppe an seinem Hals. Aber die Empfindung versank im nächsten Augenblick wieder in seinem Unterbewußtsein und wurde durch eine andere ersetzt, die nicht seine eigene war: *Die Puppe ist mein Freund, mein kleiner Liebling. Ich muß sie beschützen. Um jeden Preis beschützen. Niemand darf ihr etwas Böses antun. –*

*Sag es! Sag es laut!*

»Ich… ich werde sie beschützen«, krächzte Mike. »Sie – sie ist mein kleiner Liebling …«

»So gefällst du mir, Elender!« brüllte Ghulghanaar nun lauthals.

»Ja, so bist du ganz nach meinem Geschmack!«
Wieder das Lachen.
Teilnahmslos bekam es Mike mit.
Er stand aufrecht, den Blick ins Leere geheftet. Er war nicht mehr er selbst. Er war ein menschlicher Roboter…
*Das Grauen würgte in seiner Kehle*, wollte ihn zwingen, irgend etwas zu unternehmen. Aber er konnte nichts unternehmen. Momentan war er – abgeschaltet. Eine Marionette zur besonderen Verwendung.
Und er wußte auch schon, *zu welcher* Verwendung.
Er sollte töten.
Drei Mädchen…
Noch einmal brach Widerstand in seinem Geist durch. NEIN! schrie es in ihm. NEIN! NEIN!
Aber Ghulghanaar war stärker.
Mike erkannte, daß er ihm nichts entgegenzusetzen hatte. Jetzt nicht, und wenn es um das Leben der drei Mädchen ging, erst recht nicht.
Beiläufig lauschte er den Worten des wahnsinnigen Dämons.
… es ist soweit, meine Getreuen! Die Stunde des Abschieds ist gekommen! Ich, euer Gott, werde die Moordrohr aufsuchen, werde mich ins Zentrum dieser Welt begeben, um unserer Sache den absoluten Beistand zu sichern! Die alten Götter selbst werden es sein, die uns beistehen. Ich bin sicher, daß sie meinem verlockenden Angebot nicht widerstehen können. Wir werden sie aus der Abgeschiedenheit zurück in die Gedanken von Menschen und Dämonen holen und dafür sorgen, daß ihnen der Ruhm und die Ehre zuteil werden, die ihnen gebührt.
»Und ich – ich werde euer oberster Gott sein! Ich, Ghulghanaar, der Mächtige!«
Die Anwesenden warfen sich auf die Knie und senkten ihre Köpfe.
Laut murmelten sie seine Worte nach.
»Meine Priester«, fuhr Ghulghanaar theatralisch fort. »Beginnt mit der magischen Zeremonie. Öffnet jenes Tor, das in die andere, die gewaltige *innere* Welt führt. Öffnet es, auf daß ich zu den Moordrohr gelangen kann!«
»Wir hören und gehorchen, o Herr!« versetzten die sieben Kapuzenmänner und verneigten sich tief.
»Wenn ich das Tor durchschritten habe, werdet ihr die Opferaltare bestücken und diesen elenden Sterblichen sein Werk tun lassen. Er soll es sein, der die Opferstücke tötet, er soll es sein, der die alten Götter gnädig stimmt! Denn er weiß, was er tut, dafür ist gesorgt worden. Er weiß es und kann doch nichts dagegen unternehmen! Das ist Teil meiner Rache, der Rache des Beherrschers der diesseitigen und der jenseitigen Welt! Und die Invasion geht weiter! Unzählige meiner Lieblinge gibt es zwischenzeitlich, dafür habe ich Sorge getragen.

Schwärmt aus, meine Lieblinge, schwärmt aus!«
Ghulghanaars Körper begann sich zu verändern. Die unansehnliche, wabbelige Gestalt straffte sich, nahm entfernte menschliche Konturen an. Ein monströser Schädel wurde erkennbar, die schillernden Nervenfäden, die unvermittelt giftiggrünen Schleim absonderten, peitschten nervös. Fürchterliche Raubtieraugen schlossen sich, wurden von schuppiger Haut überwachsen.
Die sieben Kapuzenträger flüsterten ihre Beschwörungen.
Geheimnisvolle Gesten beschrieben ihre Hände. Die Luft wurde schwer vom süßlichen Duft der Kräuter, die in den schwarzen Opferschalen verbrannt wurden. Die menschlichen Sklaven stimmten einen dumpfen Singsang an, irgendwo wurde eine Trommel geschlagen. Das monotone Wummern fraß sich in Mikes Schädel hinein, drohte, ihn zum Platzen zu bringen.
Hinter Ghulghanaar öffnete sich die glatte, schwarze Wand!
Zögernd, geheimnisvoll, tat sich ein Durchgang auf!
Mike sah es. Ich muß etwas tun! Er darf nicht zu den Moordrohr gelangen! Er darf nicht…
Zitternd krampfte sich sein Körper zusammen. Feuerstreifen zuckten vor seinen Augen. Die geistige Anstrengung, die es erforderte, diese rebellischen Gedanken zu denken, ließ ihn taumeln.
Einen, zwei Schritte konnte er auf Ghulghanaar zuwanken, dann blieb er stehen, als sei er gegen eine gläserne Wand gekracht. Hilflos mußte er mitansehen, wie das magische Tor immer größer wurde.
Rötlich waberte es, und dieses Licht facettierte in allen Regenbogenfarben. Die Gesichter der Sklaven erschienen wie hölzerne Karnevalsmasken, die Fratzen der Puppen wurden dadurch noch häßlicher.
Eine Röhre, ein Tunnel, entstand. Schwarzer Nebel wogte über der rötlichen Materie, die geradewegs ins Nichts zu führen schien.
Ghulghanaars Verwandlung war abgeschlossen.
»Dank euch, meine Getreuen! Dank euch allen! Fahrt fort in eurem Tun, und reich soll die Belohnung sein, die ihr von mir zu erwarten habt!«
Er hob seine gigantischen, muskulösen Arme mit den sieben Klauenfingern, dann wandte er sich ab und stapfte auf das magische Tor zu. Sein Titanenkörper glänzte und schimmerte, und das rote Leuchten übergoß ihn wie mit flüssigem Feuer.
Höher wallte der Nebel.
Ghulghanaar hatte das Tor erreicht.
Die Beschwörungen der sieben Priester erreichten ihren Höhepunkt. Herrisch, wild, befehlend quollen die schwarzen Formeln über ihre Lippen!
Ghulghanaar trat über die Schwelle aus schwarzem Nebel, betrat den

Tunnel, verschwand in dem hektisch wallenden Lichtorkan…
Mike schloß die Augen.
Im nächsten Augenblick brach das Chaos über ihn herein!

***

Die Angst sprang sie an wie eine Alptraumkreatur!
Glasscherben spritzten und prasselten zu Boden – und inmitten dieses Splitterregens kamen sie…
Renate schrie nicht.
Sie konnte es nicht mehr. Völlig abgestumpft war sie, fast schon apathisch. Sie stand nur da, starrte auf die Gnomenkörper, die sich ihr näherten.
Drei Puppen waren es.
Ruckartig, wie Spielzeugpuppen, kamen sie heran. Die Blicke aus ihren Glasaugen ließen Renates Blut gefrieren. Wie gelähmt starrte sie den Wesen entgegen, starrte auf die Krallenhände, die Rattenfratzen – und die Zähne.
Gleich würden sich diese Zähne *in ihr Fleisch senken*, und dann…
Jäh fiel die Starre von ihr ab.
Die Rattenpuppen waren noch knapp zwei Meter entfernt, als Renate Kitzmüller herumwirbelte, voller Angst aufschreiend irgend etwas ergriff, das zufällig in Reichweite stand.
Ihr rationelles Überlegen war ausgeschaltet.
Sie packte den Gegenstand und stürmte den Puppen entgegen, wirbelte ihn über ihren Kopf und schlug zu, schlug immer wieder zu.
Fauchend wichen die Höllenwesen aus.
Renate setzte ihnen nach.
Der nächste Schlag zertrümmerte eine Puppe.
*Noch zwei!*
*Nur noch zwei!*
Himmel, hilf mir!
Wieder schlug Renate zu. Dieses Mal verfehlte sie ihren Gegner jedoch. Ihre Waffe krachte auf den Boden. Die Wucht des Aufpralls riß sie ihr aus der Hand.
Ein schwerer silberner Leuchter war es. Jetzt erst sah sie ihn. Sekundenlang starrte sie ihn an.
Das nutzten die Puppen aus.
Sie fielen über sie her. Ihre Krallenhände fetzten in den Stoff ihrer Jeans, ihrer Bluse, zerfetzten ihn.
Renate wehrte sich.
Aber plötzlich war das nicht mehr nötig. Wie tote Fliegen purzelten die unheimlichen Wesen zu Boden. Dort blieben sie zuckend liegen.
Renate schluchzte, warf sich herum, eilte in den Flur und holte die schwere Basalt-Blumensäule, die ihr schon einmal gute Dienste

erwiesen hatte.

*Als sie damit über den sich windenden, fauchenden Puppen stand, kehrte ihre normale Überlegung wieder zurück. Ihr keuchender Atem beruhigte sich. Eiskalt war sie, als sie die beiden ekelhaften Wesen zerschmetterte.*

Sie verstand es nicht.

Warum hatten sie so plötzlich von ihr abgelassen? Was war geschehen? – Gab es einen Grund, zu hoffen?

Sie beantwortete sich die stummen Fragen nicht. Müde wandte sie sich ab, ging zu den Fenstern.

Draußen schneite es immer noch. Niemand war auf der Straße zu erblicken.

Und von der nahen Mariahilfer Straße dröhnte kein Motorenlärm.

Nein, noch gab es keine Hoffnung.

Noch lastete das Grauen über Wien.

Entschlossen zog Renate die hölzernen Fensterläden zu und verriegelte sie. Dann schloß sie das Fenster. Die anderen Fenster verbarrikadierte sie ebenso.

Dann ging sie zu Jutta Gerstky, setzte sich neben das Bett. Das Mädchen schlief. Das war das Beste, was ihr hatte passieren können.

Renate befeuchtete ihre Lippen, strich sich die schweißnassen Haarsträhnen aus der Stirn und lehnte sich zurück. Die Zeit des Wartens hatte begonnen.

Und gleichsam fragte sich, auf was sie eigentlich wartete.

Es war so unendlich schwer, jetzt noch zu hoffen. Vielleicht lebte niemand mehr – außer Jutta Gerstky und ihr.

Die Ungewißheit machte ihr schwer zu schaffen. Renate seufzte und biß sich auf die Unterlippe. Irgendwie half ihr das.

***

Ein entsetzliches Fluidum breitete sich aus.

Im Zentrum der Tempelhalle waberte die Luft, und dann erschien – ein Riß! Ein Riß in der Luft!

Galaktische Schwärze quoll heraus, breitete sich aus – wie Tinte in klarem Wasser.

Ghulghanaars Anhänger sahen es.

Sie sahen es und schrien. Nichtmenschliche Schreie, die in Mikes Ohren gellten.

»Das… das sind die Schwarzblütigen!« brüllte einer der Hohenpriester ganz in seiner Nähe.

»Asmodis' Horden!«

»Der Höllenfürst hat unseren Tempel entdeckt!«

Die Schreie vergingen in einem Geräuschorkan.

In Ghulghanaars Menschensklaven kam Bewegung. Wie Ameisen rannten sie durcheinander. Die sieben Kapuzenmänner schlossen sich

zu einem Kreis zusammen.
Für ihn, Mike, hatten sie keine Augen mehr. Er war jetzt unwichtig.
Der Riß hatte sich verbreitert.
Und jetzt strömten Asmodis' Kreaturen in Ghulghanaars Tempel!
Schreckliche Dämonenkrieger aus der niederen Kaste, Kobolde mit überlangen Armen und riesigen Händen, die gewaltige Waffen schwangen, Monster…
Asmodis wollte ganz offenbar kein Risiko mehr eingehen und Ghulghanaar und seine Anhänger in einem Handstreich töten.
Die Schwarzblütigen schwärmten aus. Schreie gellten. Flüche. Das Geräusch hastiger Schritte.
Und dieses ekelhafte Gefühl.
Diese eisige Kälte, die sich plötzlich ausgebreitet hatte.
Alles nahm Mike wahr, sein Geist arbeitete scharf und mit einer Präzision, die um so schmerzlicher war, da er nicht aktiv werden konnte.
Starr wie eine Salzsäule stand er inmitten des Hexenkessels. Aus den Augenwinkeln heraus sah er, daß sich die Kobolde in seine Richtung vorarbeiteten. Grausam glänzten ihre Augen, und ihre Waffen forderten einen gewaltigen Tribut von Ghulghanaars Wesenheiten. Die Rattenpuppen waren dennoch keine leichten Gegner.
Wie verrückt warfen sie sich den Schwarzblütigen entgegen. Die Luft war erfüllt vom Gestank von Schwefel und Schweiß, von Flüchen und Schreien.
Die Monster machten sich über die Menschensklaven her.
Auch sie wehrten sich verbissen, aber ihre geistige Blockade war hinderlich. Sie waren nicht schnell, wendig genug. Gegen die blitzartig angreifenden Alptraumwesen erschienen sie wie Spielzeugfiguren, wie Marionetten.
Das Chaos griff um sich.
Da geschah es!
Mike sah das Unglück kommen…
Ein Kobold, dessen Gesicht eine düstere Fratze war, hetzte heran, schwang eine mit Stahlspitzen bewehrte Keule!
Kein Zweifel, der Bursche wollte ihn erledigen!
Mike stemmte sich gegen die Starre, die ihm noch immer von der Puppe aufgezwungen wurde! Warum konnte er sich nicht bewegen?
Wenigstens ausweichen? Sekundenbruchteile blieben ihm noch…
Verdammt wenig – viel zu wenig…
Aber da zerbröckelte der Bann!
Mikes Ego gewann die Oberhand, zerschlug die Starre! Er warf sich beiseite!
Der Schlag verfehlte ihn um Haaresbreite. Nicht jedoch die Puppe!
Deren Porzellanschädel wurde zertrümmert!

Ein Scherbenregen rasselte auf den Boden. Der Kobold taumelte, von der Wucht seines Schlages gerissen, an Mike vorbei. Mike kapierte, daß er frei war! Herr seines Willens!

Wie ein Springteufel kam Mike wieder hoch.

Er versetzte dem Kobold einen Stoß. Der häßliche Kerl krachte vornüber, schlug lang hin – tauchte in der kämpfenden Menge unter.

Wild sah sich Mike um.

Hier unten hatte er keine sonderlich große Chance mehr, etwas gegen Ghulghanaar zu unternehmen. Nur dem Zufall hatte er es zu verdanken, daß er noch lebte. Und dieses Zufallsglück hatte er beileibe nicht auf Lebenszeit gepachtet.

Das magische Tor!

Wie die Pupillen einer Katze, die sich verengen, wenn man sie mit einer Taschenlampe anstrahlt, so zog sich das Tor zusammen. Noch wenige Sekunden, und es würde verschwunden sein!

Mikes Entschluß baute sich innerhalb eines Herzschlags auf.

Wenn er Ghulghanaar folgte, dann…

Er grübelte nicht länger.

Er wich einem Angriff aus, *schmetterte dem Kerl seine geballte Faust ins Gesicht.*

Er wankte kaum. Mike stieß nach, entriß ihm das Breitschwert und schlug damit ein drittes Mal zu. *Der Schädel des Dämonenkriegers flog davon.*

Mike hetzte los. Das Breitschwert nahm er mit.

Niemand hielt ihn auf. Die Alptraumkreaturen waren vollauf mit sich selbst beschäftigt. Die Menschensklaven flohen. Alles war in hektischer Bewegung, alle wollten sie ihr Leben retten.

Immer kleiner wurde das magische Tor.

Jetzt war es nur noch so groß wie ein Kellerfenster.

Mike nahm einen letzten Anlauf und stieß sich ab. Er flog förmlich auf das flammende Rund zu, seine Arme, sein Schädel stießen hinein…

Rotes Leuchten explodierte ringsum, griff nach ihm, zerrte an ihm.

Kälte.

Dunkelheit.

Dann wieder dieses grelle Flammen!

Er schrammte über harten, schroffen Boden. Der Kampflärm, das Schreien, Fluchen, Kreischen – sämtliche Geräusche, die soeben noch in seinen Ohren gedröhnt hatten, verstummten, wie abgeschnitten.

Langsam rappelte er sich hoch. Seine Lippen bluteten.

Wahrscheinlich hatte er daraufgebissen, als er zu Boden gegangen war.

Er sah zurück.

Das magische Tor hatte sich geschlossen.

Nichts verband ihn mehr mit der Welt, die er kannte.

***

Das Geschehen geriet außer Kontrolle! Überall brodelte der Kampf!

Astaranth, Ghulghanaars Hoherpriester, kreischte. Er hatte sich mit seinen sechs Gefährten auf jenes Podest zurückgezogen, auf dem vorhin der wahnsinnige Dämon seine aufpeitschende Ansprache gehalten hatte. Dort hatten sie sich zu einem schwarzmagischen Verbund zusammengeschlossen, sich konzentriert, die finsteren Psycho-Energien, die ihnen von den Puppen in ihre Schädel projiziert wurde, vereinigt. Die Puppen wiederum bezogen diese Energie von ihren menschlichen Wirtskörpern… Es war ihre Lebensenergie!

Da sich einige Menschen von den Parasiten hatten befreien können, und nun auch noch andere befreiten, flohen, wurde es gefährlich!

Bleiche, blutleere Lippen murmelten uralte Bannsprüche!

Der Riß in der Luft – er vernarbte! Lohendes, violettes Glühen umhüllte ihn – und tötete jene, die sich soeben noch durch diesen Spalt hatten drängen wollen.

Düstere Rauchwolken wallten dicht über dem Boden und umflirrten die kämpfenden, flüchtenden, drängenden, stoßenden Wesen.

Die Rattenpuppen waren überall. Sie wieselten umher und kämpften mit der Kraft des Wahnsinns, der von Ghulghanaar abstammte.

Niemals würden sie aufgeben.

Sie nicht.

Aber die Menschensklaven.

Viele von ihnen waren von ihren Parasiten befreit und flüchteten.

Unsagbarer Tumult herrschte. Jene, die noch immer im Bann der Puppen standen, wehrten sich schwach gegen die immer entschlossener nachdrängenden Schwarzblütigen.

Astaranths Hände vollführten beschwörende, ineinanderfließende Gesten. Noch konnte er auf die Lebensenergie der Menschensklaven zurückgreifen. Noch gab es dieses Reservoir. Sein Geist fühlte die Nähe der anderen sechs Geister, den Kontakt. Gemeinsam lenkten sie den magischen Block, der sich über die Kämpfenden breitete.

Nur noch wenige Minuten…

Da bemerkten die Schwarzblütigen, daß der Riß geschlossen war.

Der nachdrängende, fluchende, wilde Strom ihrer zu allem entschlossenen Artgenossen war versiegt. Gleichzeitig war ihre Rückzugsmöglichkeit versperrt! Sie begriffen, daß es jetzt nur noch Sieg oder totale Niederlage für sie gab!

Sie stießen einen wilden Kampfruf aus!

Astaranth erschauerte. Das Geschehen setzte ihm zu, ließ seine in Jahrhunderten aufgebaute Selbstsicherheit zerbröckeln wie morsches Holz. Nie hatte er damit gerechnet, daß etwas Derartiges passieren

könnte. Oh, er war sich ihrer Sache so sicher gewesen. Die magischen Schutzfelder waren perfekt, seit vielen Jahren hatten sie ihm und seinen Gefährten Sicherheit geschenkt.

Asmodis' Späher hatten sie nicht aufspüren können. Und jetzt, so plötzlich…

Die Konzentration nahm ihn wieder voll in Anspruch. Die Beschwörung näherte sich dem Höhepunkt. Astaranths Geist krampfte sich zusammen. Schweiß rann über sein eingefallenes Gesicht. Die Konzentration setzte ihm zu. Er stand am Ende seiner Kräfte. Die vergangenen Tage hatten ihm viel abverlangt.

Und dann stand der tödliche Block!

Das violette Glühen intensivierte sich! Schwarze Lichtfinger wuchsen daraus hervor, tasteten suchend über die hin und her wogende Menge der Kämpfenden… Und griffen zu! Wie ein Netz senkten sie sich nieder – und *attackierten* die Schwarzblütigen!

Keine Waffe vermochte etwas gegen den tödlichen Block auszurichten. Asmodis' Krieger waren verloren!

Binnen weniger Sekundenbruchteile vergingen sie im Griff des schwarzvioletten Glühens, schrumpften, wurden zu Aschehaufen, die ein nichtirdischer Wind davonwirbelte.

Stille kehrte ein.

Astaranths Blick klarte auf. Der Hohepriester sah, daß sie es geschafft hatten. »Rasch«, keuchte er kurzatmig. »Schließt die Portale, die zu den Treppen führen! Die Sterblichen dürfen die oberen Stockwerke nicht erreichen. Sie dürfen nicht entkommen! Ihr wißt, wie nötig wir sie brauchen…«

*Sie werden nicht entkommen*, erwiderte die Puppenkönigin, die sich unbemerkt zu ihm gesellt hatte. *Sie nicht… Aber dieser Mike Hunter.*

*Er hat die Gunst der Stunde für sich genutzt!*

»Teufel!« entfuhr es Astaranth.

Natürlich. An den Kerl hatte er gar nicht mehr gedacht! Sein Blick irrte in die Runde. Der Tempelsaal hatte sich geleert.

Ein Großteil der übernommenen Menschen waren – nachdem sie sich gegenseitig von den Puppenparasiten befreit hatten – geflohen.

Aber sie würden nicht weit kommen. Der Weg an die Oberfläche war weit… Jene, die es nicht mehr geschafft hatten, standen teilnahmslos herum, den Blick zu Boden gesenkt.

Außerhalb des Lichtkreises sammelten sich die überlebenden Puppen.

»Er ist tatsächlich verschwunden«, murmelte Astaranth fassungslos.

Wie Schwefelsäure brannte sich die Gewißheit in seinen Geist, daß der Sieg unvollkommen war.

Der Triumph Ghulghanaars!

Die Opferzeremonie!

Alles zunichte gemacht!

Sekundenlang glaubte Ghulghanaars Hoherpriester, in einen bodenlosen Abgrund zu fallen. Er dachte an seinen Herrn, den wahnsinnigen Gott, dachte an dessen Zorn. Ghulghanaar würde toben…

Schrecken nistete sich in Astaranths Geist ein. Einen Herzschlag lang war er versucht, sich ihm hinzugeben, aber dann erwachte sein Kampfgeist. Seine Gestalt straffte sich.

»Wir müssen ihn finden«, murmelte er. Und, lauter und energischer sprechend, sagte er zu seinen Gefährten: »Spürt mir diesen Kerl auf! Er kann noch nicht allzu weit gekommen sein… Er darf uns nicht entwischen!«

Die Kapuzenmänner nickten.

Astaranth dachte nach. Die Situation hatte sich merklich verändert, und nicht ausschließlich zu ihren Gunsten. Der Angriff der Schwarzblütigen hatte viel zuviel Para-Energie gekostet – und unnötige Verwirrung gestiftet.

Aus dem Gedankenstrom, der vom Kristallgehirn der Puppenkönigin in seinen Schädel floß, ersah er, daß sie kurzfristig die Kontrolle über ihre Puppenarmee verloren hatte. Der Angriff war fast überall in Wien ins Stocken geraten.

Nun, diese Panne würde rasch behoben sein. Die Puppenkönigin – die direkt auf die unheimlichen Energien Ghulghanaars zurückgreifen konnte – hatte bereits entsprechende Aktivitäten aufgenommen.

Die Invasion ging weiter.

Gut.

Astaranth besann sich auf die anderen anstehenden Probleme.

Jetzt arbeitete sein Geist wieder mit der gewohnten Brillanz. Er hatte den Schock verdaut.

»Wir werden alles für die Große Zeremonie vorbereiten. Ghulghanaars Mission darf nicht scheitern. Die Moordrohr sollen ihre Opfer bekommen. – Steht der Schutzschirm?«

»Besser denn je«, erwiderten die Kapuzenmänner.

Astaranth nickte. »Gut, so ist nichts verloren. Sollen die schwarzblütigen Bastarde ruhig wissen, wo wir uns aufhalten. Wenn der Schirm stark genug ist, vermögen sie uns nichts anzuhaben. Vorhin, – das war eine Panne. Die Jahrhunderte haben uns überheblich, selbstgefällig gemacht. Deshalb fühlten wir uns so sicher. Zu sicher. Das darf nicht wieder vorkommen. Unsere Feinde sind beileibe keine Schwächlinge!«

»Der Schirm ist undurchdringlich«, versicherte Ganroth, »und ich werde persönlich dafür haften, daß er das bleibt. Mit deinem Einverständnis werde ich mich ausschließlich seiner Kontrolle widmen.«

»Tu das!«

Ganroth verneigte sich leicht und kauerte sich im Lotos-Sitz nieder.
Astaranth schwieg, musterte seine Gefährten, dann nahm er die Puppenkönigin hoch. Eine Sekunde lang betrachtete er sinnend ihren Schädel, in dem der schwarze Kristall Ghulghanaars pulsierte.
Gedankenverloren streichelte er das unheimliche Wesen.
Erwartungsvoll sahen ihn seine Gefährten an.
»Was starrt ihr mich an? Handelt!« fauchte Astaranth ungehalten.
»Kümmert euch um die geflohenen Sterblichen. Sorgt dafür, daß die wieder ihrer Bestimmung zugeführt werden… Noch seid ihr im Besitz gewisser magischer Fähigkeiten. Setzt sie ein! Und – besorgt mir endlich drei Mädchen. Die Moordrohr dürften bereits ungeduldig werden …«

***

»Verdammt, ich kann nicht mehr!« schimpfte Günther Seichter.
Schweißüberströmt taumelte er in einen dunklen Hauseingang und lehnte sich gegen die weißgekalkte Wand.
Damona war viel zu atemlos, um etwas zu erwidern. Ihr ging es nicht viel besser als ihrem bulligen Gefährten. Auch sie fühlte sich zerschlagen vom langen Laufen. Eine Ewigkeit schien vergangen.
Sämtliche Muskeln schmerzten.
»Meinst du, wir haben sie abgehängt?« erkundigte er sich, nachdem er wieder einigermaßen zu Atem gekommen war. Ohne daß es ihm oder Damona richtig bewußt wurde, war er zum vertraulichen
›Du‹ übergegangen.
Damona zuckte die Schultern. »Sieht so aus«, meinte sie lakonisch.
Da bemerkte sie die seltsamen Schwingungen in sich.
Sie riß sich zusammen, konzentrierte sich, lauschte in sich hinein.
Ihre hypersensiblen Para-Sinne sprachen an. Der Hexenstein pulsierte, ganz leicht nur, aber doch fühlbar.
Damona kam nicht dahinter, warum.
Wenigstens nicht gleich.
Gefahr drohte doch keine – oder? Rasch, gehetzt, sah sie sich um.
Nur monotones Schneetreiben. Stille. Keine Schritte. Nein, keine Gefahr, resümierte sie.
Und dann war auch schon wieder alles vorbei. Leblos war der Hexenstein jetzt wieder, die Schwingungen in ihrem Kopf verklungen.
»Irgend etwas hat sich verändert«, murmelte Damona. »Irgend etwas ist – anders geworden…« Ja, sie glaubte jetzt, das ganz genau zu wissen. *Das* war es gewesen, was sie gespürt hatte.
War die Invasion der Puppen zum Stillstand gekommen?
Günther Seichter räusperte sich. »Ich geb's gewiß nicht gerne zu, Damona… Aber – ich hab' Angst. Versteh mich recht: Ich habe eine Menge zu verlieren. Eine prächtige Frau und einen genauso prächtigen

Jungen, den Christian. Verdammt, wenn ich daran denke, daß sie von diesen Bestien – übernommen worden sind …« Er unterbrach sich.

Damona legte ihm ihre schmale Hand auf den Arm. »Uns bleibt nur die Flucht nach vorn, Günther«, flüsterte sie. »Nur, wenn wir das Heiligtum, das Zentrum des Bösen, vernichten, haben die Menschen eine Überlebenschance. Die Parasitenpuppen einzeln anzugehen ist sinnlos. Es sind viel zu viele.«

»Weiß ich doch. Trotzdem…«

»Komm schon, Günther. Nicht aufgeben!«

Er seufzte. »Bist du wirklich so ein harter Brocken, oder tust du nur so?«

»Vielleicht weiß ich das selbst nicht so genau«, wich sie aus. Dann kam sie wieder zur Sache. »Etwas anderes, Günther. Ich glaube, wir sind dem Zentrum trotz einiger Umwege, die wir in Kauf nehmen mußten, ziemlich nahe gekommen. Und… Die Stimmung ist anders. Wie nach einem Regen. Man kann freier atmen …«

»Gut, und –?«

»Okay. Ich schließe daraus, daß unser unheimlicher Gegner momentan irgendwie mit sich selbst beschäftigt ist. Frag mich nicht, warum, – ich weiß es nicht. Es ist eben nur ein Gefühl. Naja, jedenfalls finde ich, daß unsere Chancen gestiegen sind.«

»Dein Wort in Gottes Ohr!«

Für ein paar Sekunden blieben sie noch stehen, dann rannten sie wieder los. Damona zögerte jetzt nicht mehr, ihr Ziel direkt anzusteuern. Jetzt ging es um alles oder nichts.

Drei Minuten später stießen sie auf die Rattenpuppen.

***

Seine Augen taten höllisch weh und tränten.

Halb blind tappte er weiter. Das grellrote Lohen und Wabern, das von den Stollenwänden ausstrahlte, würde er nicht mehr lange ertragen können. Überhaupt, – das schienen gar keine *richtigen* Wände zu sein. Seine Umgebung wirkte eher wie – *erstarrtes Feuer.*

Ein verrückter Gedanke, aber vielleicht gar nicht so abwegig, resümierte er. Immerhin hatte Ghulghanaar davon gesprochen, das Zentrum der Erde aufsuchen zu wollen, und es war ziemlich unwahrscheinlich, daß der Dämon seinen Anhängern ein Märchen auf die Nase band. Ghulghanaar hatte es ernst gemeint. Aber wenn das hier wirklich der Weg zum Zentrum der Erde war…

Mike brach den Gedanken ab. Verflixt, das Zentrum der Erde war glutflüssig, das wußte jeder Baumschüler. Fazit: keine Überlebungschance. Er aber lebte.

Noch.

Er spielte noch eine Weile mit diesen Überlegungen herum, obwohl

ihm klar war, daß sie effektiv nichts erbrachten. Er hatte sich mit den Gegebenheiten abzufinden, mußte seine Umwelt so akzeptieren, wie sie sich darbot. Seit er Damona kannte, hatte er so viel Unwahrscheinliches erlebt, da kam es auf eine diesbezügliche Episode mehr oder weniger gewiß nicht an. *Vorausgesetzt*, schränkte er sarkastisch ein, ich *überlebe sie*.

Der Stollen führte kerzengerade und lediglich mit minimaler Neigung einem unbekannten Ziel entgegen. Düstere, schwarze Nebelfladen wogten über dem Boden und zerfaserten, wenn Mike herankam. In der Ferne verdichteten sich die Nebel, schienen fester Boden zu sein.

Mike kniff seine Augen zusammen und versuchte, Ghulghanaar zu erspähen. Theoretisch mußte der Dämon irgendwo dort vorne in dem irisierenden roten Zwielicht auszumachen sein.

Theoretisch.

Sosehr sich Mike auch anstrengte, er sah ihn nicht.

Nervosität wollte sich in ihm ausbreiten, aber er hielt sie eisern von sich fern. Sein Nervenkostüm war noch einigermaßen in Ordnung. Aber dieses allgegenwärtige Rot machte ihn noch verrückt…

Dumpf pochte Schmerz in seinem Schädel.

Er ging schneller, hielt die Augen halb geschlossen.

Das half einigermaßen. Aber dafür gewann immer mehr die Unruhe die Oberhand. Er mußte darüber nachgrübeln, was sich in diesem Moment wohl auf der Erdoberfläche abspielte. Konnte er hier unten – wo immer dieses unten auch sein mochte – etwas ausrichten, um Ghulghanaar, oder wenigstens seine Horden, zu stoppen, Zeit zu gewinnen?

Aber da ihm nie eine echte Wahl geblieben war, konnte er nur hoffen, zum Zuge zu kommen. Schaffte er das nicht, dann wäre es besser gewesen, in der Zeremonienhalle zu bleiben und mit den bedauernswerten menschlichen Sklaven des wahnsinnigen Dämons einen Ausbruch zu versuchen. Ja, vielleicht hätte er das tun sollen. Vielleicht hätte er nicht so vermessen sein sollen, und…

Aber Selbstvorwürfe brachten ihm jetzt auch nichts.

Eine verdammte Situation.

Er stoppte, rieb sich die Augen. Da hörte er es.

Ein fernes Knistern und Prasseln.

Hinter sich!

Er riß sich herum, und was er sah, trieb ihm trotz der sumpfigen Bruthitze, die in dem Stollen hing, den kalten Angstschweiß auf die Stirn!

Hinter ihm löste sich der Stollen auf, wurde zu wildem, tosendem Feuer! Rasend schnell ging dieser Auflösungsprozeß vor sich. Eine irrwitzige Kettenreaktion! Wie eine Springflut tobte das Inferno heran!

***

Die Biester lagen zuckend im Schnee.
Übergroße Augen versprühten Furcht und Wahnsinn.
Vorsichtig näherten sich Damona und Günther. Große Schneeflocken rieselten vom Himmel, und dieses Geräusch niederfallenden Schnees war unnatürlich laut zu hören.
Noch einen Schritt.
Damona machte ihn und stand über den Horror-Wesen. Sie hatten sie bemerkt und fauchten. Häßliche, schorfige Lippen verzogen sich und entblößten scharfe Zähne. Aber das konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Puppen momentan hilflos waren.
»Warum?« flüsterte Günther. »Ich… ich meine, wir haben vorhin darüber gesprochen, daß irgend etwas verändert ist, daß man freier atmen kann. Aber – es muß doch einen Grund geben! Donnerwetter, die Dinger fallen doch nicht einfach um …«
Damona sah auf die fürchterlichen Wesen nieder. Wie Schlangen wälzten und krümmten sie sich im Schnee. Jene schwarze Magie, die sie leben ließ und ihre Bewegungen koordinierte, schien zu versagen.
»Wir müssen sie zerstören«, sagte Damona hart.
»Du hast ja recht«, brummte Günther Seichter resignierend. »Fragen kann man später immer noch stellen. Muß bei mir so ’ne Art Berufskrankheit sein.«
Er widmete sich den Puppen. Ihre zuckenden Bewegungen erstarben.
»Der Weg scheint wirklich frei zu sein«, meinte Damona mit wachsender Zuversicht.
»Ich weiß nicht…« Günther Seichter blieb skeptisch. Seine Rechte umspannte den Dienstrevolver.
Auch Damona sah sich sichernd um. Zu sehen war niemand…
Trotzdem warnte sie ihr Instinkt. Gleichzeitig tauchten vor ihrem geistigen Auge sechs, sieben Menschen auf, Menschen, an deren Kehlen Rattenpuppen hingen…
Die Vision zerfloß, verschwand.
»Weg hier, Günther«, zischte Damona.
»Aber ich dachte…« Das hatte sarkastisch klingen sollen, aber er schaffte es nicht, den richtigen Ton zu treffen.
Hinter ihnen wurden knirschende Schritte laut. Die Männer, die diese Geräusche verursachten, waren noch immer nicht zu sehen.
Die Schneeschleier waren eine perfekte Tarnung. Umgekehrt hätte das normalerweise auch gelten müssen. Aber Ghulghanaars Sklaven waren schließlich keine ›normalen‹ Menschen mehr.
Damona rannte über eine schmale Straße. Mit angewinkelten Armen stürmte sie weiter. Sie sah sich nicht mehr um. Schon nach einigen hundert Metern begannen ihre Lungen zu stechen. Langsam, aber sicher begann sie sich wie eine Langstreckenläuferin zu fühlen, die für die Olympiade trainiert, obwohl doch noch gar nicht feststand, ob

diese Olympiade überhaupt stattfand.
»Diesmal packen sie uns«, hechelte Günther. »Ich finde, es ist besser, wenn wir…«
Sie ahnte, was er sagen wollte, und unterbrach ihn schroff.
»Spar dir deinen Atem und renne! Kämpfen können wir immer noch.«
Dann sah sie die Schatten vor sich!
Und hörte die Schritte!
»Sie haben uns in der Zange!« stellte Günther lakonisch fest. Er stoppte ab, kreiselte um seine eigene Achse. Aber es gab keinen Ausweg. Links und rechts standen wuchtige Häuser mit entsprechend wuchtigen Portalen. Nirgends gab es eine Einfahrt, in der sie hätten verschwinden können.
»Es hat keinen Sinn mehr, davonzulaufen, Damona«, sagte Günther. »Wir haben verloren. Gegen die Übermacht kommen wir nicht an.«
Heftig atmend sah sie den Schatten entgegen, die sich vor ihnen aus der Schneemauer schälten. Mindestens zwanzig Männer waren es.
»Nicht schießen«, sagte Damona ruhig, als sie sah, daß Günther seine Waffe hob.
»Für wen hältst du mich eigentlich?« blaffte er empört.
»Sorry.«
Von überallher kamen jetzt Rattenpuppen. Sie krochen aus dunklen Kellerfenstern, aus den Schneehaufen, die am Straßenrand aufgetürmt waren, und aus Türen, die plötzlich aufschwangen.
Damona wunderte sich nicht.
Schon seit einigen Sekunden hatte sie die neuerdings veränderte Atmosphäre registriert. Diese real nur schwer erfaßbare Ausdünstung von Haß, Wahnsinn und der unbändigen Lust zu zerstören…
Die Ausdünstung, die allein Ghulghanaars Geschöpfen eigen war.
Nein, sie hatten keine echte Chance gehabt. Sie hatten zu Ghulghanaars Heiligtum vordringen wollen – und das kam einem Vorstoß in ein Wespennest gleich. Die Wesen des wahnsinnigen Dämons hatten das Zentrum abgeriegelt, hatten einen undurchdringlichen Ring darum geschlossen. Sie hatten nur abwarten müssen.
Ghulghanaar dürfte seine Freude an diesem Spielchen gehabt haben. Damona ärgerte sich, ließ es sich aber nicht anmerken. Sie hatte gewußt, wie gefährlich ihr Vorhaben war, und sie hatte es doch gewagt, es wagen müssen! Es ging um mehr als nur um ihr Leben oder das einer Handvoll Menschen.
Damona schluckte. Abwartend stand sie neben Günther Seichter.
Er strich ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Schade, daß es jetzt vorbei ist«, meinte er bedauernd. »Ich habe mich gerade so richtig an die Hetzerei gewöhnt…«
Damona dachte an das Versprechen, das sie ihrer Mutter gegeben

hatte. *Das Böse bekämpfen… Bis zum letzten Atemzug. Setze all deine Kräfte für die Sache des Guten ein. Der Hexenstein wird dir helfen …* Die Stimme ihrer Mutter. Sie hatte diese Worte zu ihr gesagt, kurz bevor sie ermordet worden war.

Aber der Hexenstein half ihr nicht.

Dieses Mal nicht…

Und der Geist ihrer Mutter, der seit ihrem Tod zwischen den Dimensionen schwebte – schien vergangen zu sein.

Stille.

Sie war allein. Völlig allein.

Da!

*Etwas* geschah. *Zögernd…*

Ghulghanaars Sklaven umringten sie. Hämisch waren die Gesichter der Menschen verzogen. Die Augen der Puppen funkelten. Fauchende Laute quollen zwischen ihren häßlichen Lippen hervor.

Gleich mußten sie sich auf sie stürzen!

*Jetzt!*

Etwas in Damona klinkte ein. Plötzlich war da eine unbeschreibliche Hitze in ihr… Und diese Hitze verwandelte sich in einen Glutorkan – in die geheimnisvolle *Kraft*, der sie nicht bewußt gebieten konnte!

Und von einem Moment zum anderen wurde Damona zum Zentrum einer hellblauen Sonne!

Das blaue Leuchten hüllte sie ein – sie und Günther Seichter!

Wabernd legte sich der Film aus flüssiger Psycho-Energie um ihre Körper, hüllte sie ein, verwischte ihre Konturen…

Damona fühlte die Schmerzwoge heranrollen, und sie wußte, was nun kam. Psychoportation. In ihrem Geist baute sich ein Bild auf, rasend schnell, wie im Zeitraffer. Sie sah eine schmale Straße, ganz in der Nähe des Stephandoms, Autos an den Straßenrändern, niedere Häuser.

Dann folgte der auslösende Impuls.

Ihre Hexensinne übernahmen die Steuerung ihrer Para-Fähigkeiten. Alles war plötzlich ganz leicht.

Da waren die Höllenkreaturen Ghulghanaars heran. Die Gesichter der sich auf sie werfenden Menschen verschwammen, wurden von tintiger Dunkelheit überschwemmt, die sich über sie senkte.

Jemand schrie.

Das war Günther. Er begriff nicht, was mit ihm geschah. Konnte es nicht begreifen.

Übergangslos war es vorbei.

Sie rematerialisierten in jener Straße, die Damona ›gesehen‹ hatte.

Günther Seichter fluchte, rutschte aus und setzte sich recht unsanft hin.

***

Der Schock war in Nullzeit verpufft, und jetzt rannte Mike so schnell, wie er nur selten zuvor in seinem Leben gerannt war. Hätte ihn der selige Nurmi sehen können, – er wäre zweifellos vor Neid erblaßt. Aber hier ging es beileibe nicht um sportliche Lorbeeren, sondern ums nackte Leben. Um alles, was Mike momentan noch besaß.

Die Situation war teuflisch ernst.

Sein Atem wurde knapp, trotzdem fluchte er. Auch das kam bei ihm selten vor. Er war ein Gemütsmensch. Normalerweise. Aber was war bei *der* Sache schon normal? Seit Ghulghanaar auf der Erde weilte, seit sie auf seiner Fährte saßen, gab es diesen Begriff nicht mehr. Der Wahnsinnige hielt sie ganz schön in Trab, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes.

Bis jetzt waren sie ihm entweder hinterher- oder vor ihm davongerannt. Zur wirklich entscheidenden Konfrontation war es nie gekommen. Das hatte der Bursche stets zu verhindern gewußt. Ob bewußt – oder nur deshalb, weil er es einfach als Zeitverschwendung ansah, sich mit ihnen abzugeben, das stand nicht fest. Aber die Dämonen waren nun einmal heimtückisch. Wenn irgend möglich, schickten sie ihr Fußvolk vor, um es die Dreckarbeit tun zu lassen.

Das Fußvolk – das waren in diesem Fall die sieben Hohenpriester, die Rattenpuppen, die menschlichen Sklaven.

Das Tosen des Feuers kam näher.

Diese Flucht hatte etwas Unwirkliches an sich. Mike wußte, daß er den Flammen nicht ewig davonlaufen konnte. Dieses Lauftempo hielt er einfach nicht lange genug durch. Seine Lungen stachen. Sein Atem kam keuchend, gequält über seine Lippen. Jeder neue Atemzug schmerzte. Die stickige Luft trieb ihm den Schweiß aus den Poren.

Er war ein harter Bursche – wenigstens hatte er das bisher immer geglaubt. Ja, und er hatte auch geglaubt, durch eine harte Schule gegangen zu sein. Seine Jugend war beileibe nicht das gewesen, was man sorglos nennt. Dann sein Job bei der *Transworld Insurance*…

Der Stollen schien niemals enden zu wollen.

Die Feuerwand raste Mike immer schneller werdend nach. Offenbar war der Zauber, der diesen Stollen geschaffen hatte, erschöpft, hatte seinen Zweck erfüllt. Ghulghanaar hatte sein Ziel erreicht.

Wenn das so war, dann konnte es eigentlich nicht mehr allzu weit sein… Eine verrückte Hoffnung. Aber eine Hoffnung. Wie eine Maschine rannte er. Regelmäßig atmete er ein und wieder aus, obwohl es schwerfiel. Sein Körper gierte förmlich nach Luft, nach frischer Luft.

Dann sah er vor sich in dem wabernden roten Dunst, daß der Gang einen Knick beschrieb. Dort wallte der dunkle Nebel heftiger, als sei er einem gewaltigen Sog ausgesetzt. Mike merkte, daß er langsamer wurde. Seine Augen tränten stärker, mit einer hastigen Geste wischte

er die Tränen weg. Er sah trotzdem nur mehr verschwommen. Das grelle Rot…

Er warf einen Blick über die Schulter.

Die Flammen waren nur noch knapp zehn Meter entfernt.

Als kleiner Junge hatte er sich immer gefragt, ob es die Hölle und somit das Fegefeuer, in dem die Seelen der armen Sünder ihre bösen Taten büßen mußten, wirklich gab. Jetzt wußte er es. Jetzt, da er sich mitten drin befand. Allerdings aus einem andern Grund als die besagten Seelen der Sünder!

Er erreichte den Knick. Sein eigener Schwung ließ ihn gegen die Wand krachen. Taumelnd kreiselte er herum, wollte weiterrennen.

Dazu kam er nicht mehr. Jetzt spürte er den Sog!

Gewaltige Kräfte rissen ihn zu Boden. Hart kam er auf. Er wand sich herum, wollte sich irgendwo in diesem irisierenden, tobenden schwarzen Nebel festhalten. Aber da gab es nichts, woran er sich hätte festhalten können. Wie ein welkes Blatt wurde er davongeschleudert.

Halb besinnungslos sauste er abwärts…

Die feurigen Wände rasten an ihm vorbei! Immer schneller! Immer schneller!

Die Flammenhölle blieb hinter ihm zurück. Mike schloß die Augen. Ein fürchterlicher Druck wühlte in seiner Magengrube. Himmel, wo endet das! dachte er. Panische Angst schnürte ihm die Kehle zu. Er schrie, ohne sich dessen bewußt zu werden.

Der Sog spuckte ihn aus.

Eine real nicht meßbare Zeitspanne hatte er das Gefühl zu fliegen.

Seine Lungen pumpten frische Luft in seinen Körper. Sein Schädel pochte, als würde er im nächsten Augenblick zerplatzen.

Sehen könnte er nichts. Nur diese immer rascher ineinander verschwimmenden Farbnebel lohten vor seinen Augen. Grün, violett, rot, schwarz waren sie.

Da kam der Aufschlag!

***

Damona ahnte, was jetzt kam. Günther Seichter rappelte sich auf, und während er sich den Schnee von der Kehrseite klopfte, sah er sie ziemlich seltsam an. Sie würde wirklich eine überzeugende Erklärung abgeben müssen.

Er setzte zum Sprechen an, und sie kam ihm zuvor.

»Bist du okay?« fragte sie so harmlos wie möglich.

Er brummte. »Himmel, Damona, was – was war das? – Und, bitte, sag jetzt nicht, daß du mir das nicht verraten kannst. Ich denke, daß es an der Zeit ist, mit offenen Karten zu spielen. Immerhin sind wir so etwas wie ein Zwei-Personen-Himmelfahrtskommando. Also –?«

Sie zog ihn mit sich. Ein paar Minuten gingen sie schweigend

nebeneinander her.
Damona wußte, daß sie momentan in Sicherheit waren. Sie hatten Ghulghanaars Sklaven abgehängt und waren dem Zentrum der unheimlichen Invasoren ein gutes Stück näher gekommen. Die Ausstrahlung des Bösen war für sie jetzt regelrecht körperlich spürbar und äußerte sich mit einem leise bohrenden, stets vorhandenen Unwohlsein.
Ghulghanaars Wahnsinnsausdünstung war allerdings nicht wahrzunehmen. Warum? Hatte er sich bereits wieder abgesetzt? Oder verstand er es zwischenzeitlich lediglich besser, diese seine Ausdünstung zu tarnen?
Ein eisiges Kribbeln kroch über ihr Rückgrat. Das passierte immer, wenn sie daran dachte. Seit sie in Larusius' Katakomben-Verlies der Psycho-Attacke des wahnsinnigen Dämons ausgeliefert gewesen war, wußte sie definitiv, über welch schreckliche Kraft er verfügte.
Nur mit letzter Kraft hatte sie ihm standhalten können. [2]
Günther Seichter räusperte sich nachdrücklich.
»Psychoportation«, sagte Damona. »Es – es war Psychoportation. Die Versetzung eines oder mehrerer Körper kraft des Geistes an einen anderen Ort.«
»Davon hab ich schon gelesen. PSI und so… Aber – ich dachte bisher immer …« Er brach ab, und sein Blick wurde mißtrauisch. Wieder räusperte er sich. »Weißt du was? – Langsam glaube ich wirklich, daß du eine – eine Hexe bist. Himmel, eine waschechte Hexe …«
»Nun übertreib mal nicht«, wehrte sie bescheiden ab. »Hexen sind doch auch nur Menschen.«
»Wer übertreibt hier? Ich meine, mit deinen Fähigkeiten… Da brauchen wir vor den Kerlen doch nicht mehr davonzulaufen! Wir könnten …«
»Ich bin kein Super-Girl«, versetzte sie honigsüß lächelnd. »Bitte, vergiß das bei deinen spekulativen Höhenflügen nicht.«
»Aber…«
»Ich will es nicht erklären«, unterbrach sie energisch. »Das nicht, Günther. Du mußt mir nur glauben, daß alles nicht so einfach ist, wie es aussieht.«
»Okay. Hol's der Teufel. Jedenfalls – wenn das so weitergeht, dann – dann bin ich reif für die Klapsmühle. Amoklaufende Puppen, Menschen, die verrückt spielen, Dämonen… Und ein Mädchen, das eine Hexe ist und Probleme hat. Fehlt nur noch, daß der Teufel persönlich auf den Plan tritt.«
Damona dachte daran, daß genau das passieren konnte, – wenn sie Pech hatten. Aber sie hütete sich, ihm das zu sagen. Er wußte schon viel zuviel. Vielleicht sogar mehr, als ihm guttat. Es gab nur wenige Menschen, die sich auf Dauer an den Gedanken gewöhnen konnten,

daß das Böse real existent – und nicht nur Erfindung war.

Er stellte keine Fragen mehr, sondern schwieg vor sich hin. Damona ließ ihm Zeit, das Erlebte und Erfahrene zu verdauen und feilte an ihrem Plan. Vorhin hatte sie eine Idee gehabt, wie sie sich vollends ans Zentrum des Feindes heranarbeiten konnten, ohne größere Aufmerksamkeit zu erregen. Daß jener Sektor Wiens, in dem dieses Zentrum lag, von Ghulghanaars Horden gewissermaßen hermetisch abgeriegelt war, das stand ja inzwischen fest. Und da sie den ersten Kordon durchbrochen hatten, war damit zu rechnen, daß bereits eine hektische Suchaktion eingeleitet worden war.

Also wurde die Situation immer brenzliger.

»Ja, sie waren durchgebrochen, hatten Zeit und Boden gewonnen, aber es war trotzdem so gut wie sicher, daß ihnen das spätestens beim nächsten oder übernächsten Feindkontakt nicht mehr gelingen würde. Wenn Ghulghanaars Sklaven unbemerkt nahe genug an sie herankamen, dann… Sie brachte den Gedanken nicht zu Ende.«

»Wir müssen untertauchen«, sagte sie halb zu sich selbst. Ja, das war die einzige erfolgversprechende Methode.

»Untertauchen?« dehnte Günther Seichter.

»Sie suchen uns. Und wenn wir uns weiterhin derart präsentieren, dann finden sie uns sehr schnell. Wer weiß… Vielleicht verfügen sie über gewisse zauberische Möglichkeiten, uns aufzuspüren. Vielleicht orten sie hier oben unsere Gedanken. Wir haben es mit einem ziemlich mächtigen Gegner zu tun.«

»Die Abwasserkanäle«, sagte er.

»Ja, die Kanäle.«

Kurz lauschte Damona in sich hinein. Jener unerklärliche Instinkt, der sie leitete, ihr sagte, wo Ghulghanaars Tempel lag, war nach wie vor existent. Die uralten Mächte des Lichts fühlten sich also immer noch an den Pakt gebunden.

Einige Minuten später machten Damona und Günther einen Gully aus. Damona wischte den Schnee beiseite und tastete die schwere Bodenplatte ab. Ein schmaler Dampffaden stieg nahezu senkrecht in die Höhe. Sie fand eine Öffnung, schob ihre Fingerspitzen hinein und hob die Platte an. Günther half ihr. Mit vereinten Kräften schoben sie das Ding zur Seite.

Warme, verfault riechende Luft wehte ihnen entgegen.

»Mahlzeit!« kommentierte Günther säuerlich.

»Es muß sein.«

»Und wenn sie auch da unten ihre Truppen stehen haben?« meinte er skeptisch, nur um gleich darauf wieder abzuschwächen: »Aber das dürfte ja wohl gleichgültig sein. Ob sie uns nun hier oben kriegen oder da unten… Okay. Auf los geht's los.«

Er ließ ihr den Vortritt, und sie schwang sich in die enge Öffnung.

Ihre tastenden Füße fanden die stählernen Sprossen, die in die stinkende Tiefe hinunterführten.

Zügig kletterte sie hinunter. Die Geräusche, die sie dabei verursachte, hallten übermäßig laut. Günther Seichter folgte ihr nach und schloß den Gullydeckel über ihnen. Es wurde finster.

Damona unterdrückte das aufsteigende Gefühl der Unsicherheit.

Der Gestank war aufdringlich. Das Atemholen fiel schwer. Sämtliche abstoßenden Düfte und Gerüche der Welt schienen sich hier unten versammelt zu haben. Dazu die klebrige Treibhaushitze…

Ihre Füße stießen auf glitschigen Boden.

»Ich bin unten«, sagte sie. Sie kramte in ihrer Hosentasche und fand die Streichhölzer. Einen Atemzug später flammte ein Hölzchen auf.

Günther Seichter hangelte die letzten paar Sprossen herunter und sah sich ebenfalls um.

Sie standen auf einer kleinen Plattform. Sternförmig zweigten kleinere und größere Kanalröhren ab, in denen brackiges, stinkendes Wasser dahingurgelte. Nur an den Wandungen gab es schmale, aus Ziegelsteinen gemauerte Ränder, auf denen man sich vorwärtsschieben konnte. Einige der breiteren und höheren Röhren führten kein Wasser. Grünlicher Schlick klebte an Boden und Ufern, Schimmelpilze wucherten dazwischen.

Das Hölzchen flackerte noch einmal auf und erlosch. Günther Seichter strich ein zweites an. »Der Kanal dürfte Richtung Stadtzentrum führen«, meinte er und deutete auf eine breite, trockene Röhre.

»Wir wollen doch Richtung Stadtzentrum, nicht wahr?«

»Ja.«

Über einen schmalen Steg gelangten sie zu der Röhre hinüber.

Schweigend setzten sie ihren Weg fort. Ihre Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt. Ständig rechneten sie damit, aus dem Dunkel heraus angegriffen zu werden.

Aber gleichzeitig wußte Damona auch, daß sie dem Zentrum des Bösen – es war nahezu identisch mit Wiens Stadtzentrum, lag also vermutlich irgendwo in der Umgegend des Stephansdoms, hin zur Wollzeile – unverschämt nahe gekommen waren.

Und sie fragte sich, wie lange Ghulghanaar noch geduldig abwartete und sie herankommen ließ…

***

Josef Heidenreich stieß mit dem Schädel gegen einen Mauervorsprung, den er in der Dunkelheit übersehen hatte. Eine Schmerzwoge durchpulste ihn, und er fluchte. Mit seiner rechten Hand rieb er sich über die Wunde. Etwas Klebriges näßte seine Haare. Blut.

»Josef?« fragte Stefan Bader atemlos.

»Nichts passiert«, preßte Josef heraus und setzte sich wieder in Bewegung.

Wie viele Stufen mochten sie noch hinter sich zu bringen haben? fragte er sich. Seit vorhin das Chaos in der Tempelhalle ausgebrochen war, war er wieder ein normaler Mensch. Die Puppe war im Verlauf des Handgemenges von seinem Hals gerissen worden.

Dann hatte er den jungen Mann gesehen, dem er es zu verdanken hatte, daß er hier war: Stefan Bader. Er hatte sich zu ihm durchgekämpft, die Puppe, die an seinem Hals hing, *zerschmettert*, und den Benommenen mit sich gezerrt.

Zahllose andere Menschen waren ihnen gefolgt, eine regelrechte Massenflucht hatte eingesetzt. Da Josef irgendwie wußte, daß die sieben komischen Kuttenmänner momentan vollauf mit sich selbst beschäftigt waren, hatte er sich Zeit genommen. Kaltblütig hatte er seine Flucht unterbrochen und weitere Menschen von den Parasitenpuppen befreit. Die Befreiten hatten es ihm gleichgetan.

Dann war es fast zu spät gewesen. Die Kuttenmänner gewannen – wie auch immer – Oberwasser. Die Alptraumwesen, die so plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht waren, vergingen!

Josef wußte, daß ihnen jetzt nicht mehr viel Zeit blieb. Sie mußten an die Oberfläche kommen. Ein nebulöses Ziel, denn diesen Begriff

›Oberfläche‹ hatte er vorhin mal gehört, er selbst hätte nicht sagen können, wo sie sich momentan befanden. Seine Erinnerung war seit dem Moment ausgeschaltet, in dem er von der Puppe übernommen worden war.

Während er hinter Stefan Bader herhetzte, fragte er sich zum x-tenmal, was mit Mike Hunter passiert war. Ob er ebenfalls als Wirtskörper einer Puppe fungierte, oder schon längst tot war? Ja, wieviel Zeit war überhaupt vergangen?

Gleichgültig.

Mit stechenden Lungen erreichten sie einen Treppenabsatz. Ein langer Korridor schloß sich an. Gebückt mußten sie weiterrennen.

Sie kamen nicht weit.

Ein gewaltiges Portal versperrte den Weg. Josef stoppte. Wild sah er sich um. Hinter ihnen war das Getrappel zahlloser Füße zu hören.

Die anderen Flüchtenden. Keuchen. Hin und wieder ein Fluch.

Die Menschen waren wie von Sinnen. Nur ein Gedanke beherrschte sie: Flucht! Raus aus diesem Alptraum, den sie sich nicht erklären konnten.

Aber hier war ihre Flucht zu Ende.

Josef Heidenreich untersuchte das Portal. Das Holz war rissig, aber massiv. Ein Öffnungsmechanismus war nirgends zu sehen.

Stefan Bader war kreidebleich. Bis jetzt hatte er noch keine einzige

Frage gestellt, aber es arbeitete in ihm. Das sah man ganz deutlich.

Der Junge war dicht davor, durchzudrehen.

Die flüchtende, stoßende, drängende Menschenmenge war jetzt im blakenden Licht der Fackeln, die in unregelmäßigen Abständen in Wandhaltern steckten, zu sehen.

Und dann hörten Josef und Stefan den entsetzten Schrei, der sich immer lauter und schriller von Mund zu Mund fortpflanzte: »Die Rattenpuppen!«

»Die Rattenpuppen kommen!«

Josef schlug Stefan kameradschaftlich auf die breite Schulter und verzog bedauernd das Gesicht. Ein Gefühl der Hilflosigkeit und Verzweiflung überschwemmte ihn schier. Sie konnten nur noch abwarten, bis die Puppen heran waren.

Vielleicht konnten sie ihren ersten Angriff abschlagen. Ja, vielleicht konnten sie eine ganze Menge dieser Höllenwesen vernichten. Aber dann würde sich die Horde über sie ergießen, und sie wieder zu dem machen, was sie gewesen waren: Marionetten. Menschliche Marionetten.

Himmel, gab es denn wirklich keine Hoffnung mehr?

***

Zuerst war da nur dieses grelle Weiß.

Dann kamen die Schmerzen und die Tränen. Seine Augen schienen in flüssigem Feuer zu schwimmen, und Mike Hunter glaubte, sein Schädel würde *zerfetzt* werden.

Mike bäumte sich auf. Seine Hände tasteten zuckend nach seinen Augen, wischten die Tränen weg, strichen über die geschlossenen Lider. Ein Meer bunter Farben wirbelte jetzt vor seinem inneren Auge. Der Schmerz verklang nicht. Es war hart.

Er nahm seine ganze Kraft zusammen, zwang sich dazu, klar zu kommen. Er hatte schon ganz andere Tiefschläge überstanden. Also mußte! das jetzt auch möglich sein. Jetzt…? Was war das für ein Jetzt? Wo war er?

Er riß die Augen auf. Die Schmerzen brachten ihn schier um. Mike nahm seine Hände vor die Augen, damit er die grelle, rötlich flirrende Helligkeit abschirmen konnte, die ihn hier umgab.

Eine Hitzewelle durchlief ihn. Mike setzte sich auf.

Über ihm lohte ein roter Himmel. Kein normaler Himmel, wie er ihn von früher her kannte. Der Anblick, der sich ihm hier bot, war anders, unheimlich, fremdartig. Er schien direkt in ein höllisches Feuermeer zu sehen.

Mike blickte weg. Seine Augen konnten das Lohen nicht einmal eine Minute lang ertragen.

Seine Umgebung war jedoch nicht weniger fremdartig.

Er lag im Zentrum eines aus porösen roten Steinen angedeuteten Pentagramms. An den fünf Eckpunkten ragten sechseckige, etwa einen Meter hohe Türmchen auf, deren obere Enden mit perfekt modellierten schwarzen Adlern verziert waren. Feines, silbriges Netzwerk ragte von den Adlern aus und vereinigte sich genau im Zentrum des Drudenfußes, direkt über Mike.

Über den Sinn dieser Anlage konnte er nur Vermutungen anstellen. Er tippte auf eine Art Empfangs-Station. Der Weg ins Innere der Erde war auf magische Art und Weise geöffnet worden, deshalb mochte es nur logisch sein, wenn er hier schlußendlich in einer magischen Empfangs-Station ankam.

Mike hielt es nicht länger aus. Er rappelte sich hoch, wankend stand er. Dann machte er ein paar Schritte. Sein Kreislauf spielte noch ein bißchen verrückt, das Blut rauschte wie ein Höllenbach in seinen Ohren.

Aber Mike wollte weg von hier. Er stieg über die roten Steine, verließ das Pentagramm.

Mannshohe, grünrot gestreifte schilfähnliche Pflanzen wiegten sich in einem kaum spürbaren Wind. Es war heiß, höllisch heiß. Wie ein endloses, wogendes Meer erstreckten sich die Pflanzen bis zum Horizont. Mike drehte sich um sich selbst. Da sah er die dunkle Skyline eines Waldes.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, schulterte das Breitschwert und stiefelte los.

Der Boden vibrierte leicht unter seinen Stiefeln.

Mike kam zügig voran.

Schon bald sah er, daß der Wald genauso komisch war wie alles andere in dieser Welt. Die Bäume ragten Hunderte von Metern auf, und die gewaltigen Stämme waren bepelzt. Die ersten Äste ragten knapp fünfzig Meter über dem Boden daraus hervor, waren stachelbewehrt und trugen an den Enden seltsame, ovale Blumen, die an Eier erinnerten. An der Unterseite der Äste pendelten Fäden. Und als Mike näher kam, richteten sie sich allesamt in seine Richtung, so, als könnten sie ihn so besser wahrnehmen.

Er bemerkte es, aber er dachte sich nichts dabei.

Von der seltsamen Empfangs-Station war schon lange nichts mehr zu sehen, als er den Waldrand erreichte. Hier war es kühler. Die mächtigen Stämme spendeten genügend Schatten. Ein geheimnisvolles Wispern und Raunen lag in der Luft.

Mike fühlte sich plötzlich beobachtet.

Dann sah er die geisterhafte Erscheinung.

Direkt vor ihm schien sie aus einem Baum *herauszuschweben*!

Eine Mikrosekunde lang starrte Mike nur hin, war wie vor der Kopf geschlagen. Sein Bedarf an Wundern war reichlich gedeckt.

Und der an unliebsamen Überraschungen ebenfalls. Er explodierte, schnellte aus dem Stand los.

Die Erscheinung dachte nicht daran, zu fliehen.

Mike griff danach. Und obwohl das Wesen nebulös, wie silberner Nebel wirkte, konnte er es ergreifen!

Er riß es zu sich heran.

Und es veränderte sich.

Verwandelte sich von einem formlosen, ständig in Bewegung befindlichen Nebelschleier in ein Mädchen. Und in ein bildhübsches dazuhin.

»Du tust mir weh«, sagte es.

»Wer bist du?«

Das Geister-Mädchen wand sich in seinem Griff. Der Blick der großen silbergrauen Augen richtete sich auf sein Gesicht. Die sinnlichen Lippen bebten. »Ich bin Layia, das Para-Ego der Baumblume Yytanaa«, sagte sie endlich. »Laß mich los. Ich bin nicht dein Feind… Ich will dir nichts Böses tun!«

Mike löste seinen Griff nur zögernd. Er hatte gelernt, mißtrauisch zu sein. Was waren schon Worte in einer Welt, die so fremdartig, bizarr, geheimnisvoll waren wie diese? Und war es nicht ehernes Gesetz jedweder Natur, daß gerade jene Wesen am gefährlichsten und tödlichsten waren, die man schön und verlockend und anziehend fand?

»Ich kann verstehen, daß du diese Gedanken in dir trägst«, meinte Layia. Ein sanftes Lächeln überzog ihr zartes Gesicht. Obwohl der Wandlungsprozeß abgeschlossen war, wirkte sie nach wie vor wie ein visionäres Wesen. Sie war real und doch nicht real. Nebel, – und doch kein Nebel.

»Du kannst meine Gedanken lesen?« fragte Mike. Die Frage war nicht sonderlich intelligent, aber ihm fiel einfach keine bessere ein, mit der er die Unterhaltung in Schwung bringen konnte.

Sie nickte.

»Und ich will dir helfen«, setzte sie dann hinzu, als wäre das die natürlichste Sache von der Welt.

»Aber – wie?«

»Du willst den Bund zwischen den Moordrohr und Ghulghanaar, dem wahnsinnigen Dämon verhindern«, stellte sie fest. »Deshalb hast du doch dein Leben riskiert und bist durch den flammenden Tunnel hierher gekommen. Ich weiß es. Ich weiß sehr viel von dir, Mike Hunter, und von deiner Gefährtin, der Weißen Hexe Damona King. Unsere Rasse ist sehr alt und nahezu ausgestorben. Seit Jahrtausenden leben wir vergeistigt und zurückgezogen in den Baumblumen, hier in dieser Welt im Innern der Erde. Obwohl die Moordrohr die wahren Herrscher dieser Welt sind, haben wir unseren Frieden gefunden. Wir

wußten die Sterblichen, die die Oberfläche des Planeten Erde in Besitz genommen hatten, in Sicherheit, das kosmische Gleichgewicht der Kräfte gewahrt. Wußten, daß die Moordrohr hier gleich uns gefangen waren. Aber dann kam die Stunde, in der Beobachter meldeten, daß dem nicht mehr so ist. Ghulghanaar, der wahnsinnige Dämon, war zurückgekehrt und plante, die alten Götter der Erde zu befreien. Wir haben euch beobachtet. Euch und euren Kampf gegen den Dämon. Wir wußten, daß Ghulghanaar kommen würde, und so haben wir auch dein Kommen forciert.«

»Forciert…!« dehnte Mike.

»Ja. Wir waren es, die den flammenden Tunnel lange genug stabil hielten… Und jetzt bist du hier. Du bist Ghulghanaar dicht auf den Fersen. Aber – das ist nicht unbedingt von Vorteil, denn er weiß es. Das magische Zentrum, in dem du erwacht bist, meldete deine Ankunft. Die Moordrohr und Ghulghanaar sind gewarnt. Ihre Häscher sind bereits hierher unterwegs.«

Mike befeuchtete seine Lippen. »Und?« fragte er dann ziemlich spröde.

Layia blieb unbeeindruckt. »Du mußt stärker sein als sie. Und schlauer. Nur so hast du eine Chance, in dieser Welt am Leben zu bleiben.«

»Tut gut, das zu wissen.«

»Komm mit mir, Mike Hunter. Ich werde dir alle deine Fragen beantworten. Noch haben wir Zeit. Wir müssen sie nutzen. Komm…«

Sie reichte ihm ihre schmale, durchsichtig wirkende Hand.

Er ignorierte sie. »Warum diese Hilfsbereitschaft, Layja?«

Sie lächelte, und ihre Augen schienen von innen heraus zu strahlen. »Es ist ein kosmisches Gesetz, daß Geschöpfe des Lichts auf der Seite des Guten stehen… Von Ghulghanaars Erfolg oder Mißerfolg hängt mehr ab als du glaubst, lieber Mike Hunter. Das kosmische Gleichgewicht hat sich zugunsten der Finsternis geneigt …«

Mike – immer noch skeptisch – befand, daß diese Antwort vorerst so gut war wie jede andere. Er holte tief Luft, dann ergriff er Layjas Hand. Bei der Berührung durchlief ihn ein sanftes Prickeln.

»Komm«, flüsterte sie noch einmal.

Hand in Hand gingen sie los.

Der große dunkle Wald nahm sie auf.

***

Asmodis schäumte.

Schwefel waberte um seinen Schädel, seine gespaltenen Raubtieraugen verschossen Blitze. Wie von Sinnen tobte er in dem prunkvollen Gemach.

Seit der Angriff auf Ghulghanaars Heiligtum fehlgeschlagen war,

durfte es niemand wagen, den Fürsten der Finsternis zu stören.

Aber einer wagte es doch!

Satan!

Asmodis oberster Herr!

Für seinen Auftritt hatte er eine höchst eindrucksvolle Form gewählt: Er entstand aus dem Boden des Gemachs heraus! Wie eine zähflüssige Masse wölbte sich dieser Boden, schlug Falten, blähte sich auf – und nahm Satans Gestalt an. Ein gewaltiger Männerkörper mit überdimensionalem Pferdefuß. Das Gesicht dieses Wesens war ebenmäßig, fein geschnitten wie das eines Engels. Nur die beiden schwarzen Hörner, die aus der glatten Stirn wuchsen, machten den herrlichen Eindruck wieder zunichte. Und die Augen. In denen funkelte nämlich die abgrundtiefe Schlechtigkeit der Hölle. Unheimliche, grausame Augen waren es… Die Augen des lebendig gewordenen Bösen.

»Herr!« keuchte Asmodis, als er Satan bemerkte.

Der Herr der Hölle wischte das ehrfürchtig gesprochene Wort mit einer überheblichen Geste beiseite. »Spar dir deine Floskeln, Asmodis! Du weißt, weshalb ich dir erscheine! Du hast versagt!«

»Niemand konnte wissen, daß Ghulghanaars Anhänger so stark sind!«

»Du hättest es wissen müssen!« donnerte Satan. Sein Mund klaffte auf, und eine überlange, blutrote Spaltzunge schnellte hervor. Die Augen verdunkelten sich.

»Einst – einst waren das Menschen. Davon ging ich aus…«

Satan grollte. »Schweig! Höre, was ich dir nun zu sagen habe. Dein Versagen zwingt uns, nachzugeben! Ghulghanaar soll nicht mehr länger bekämpft werden! Nein – ich will kein Wort mehr von dir hören! Laß ihn in Frieden… Er ist ein mächtiger Dämon, sein Tun gefällt mir. Gut, er ist wahnsinnig, größenwahnsinnig, aber sein Wahnsinn hat zumindest Methode. Die kosmische Waagschale neigt sich – neigt sich zu unseren Gunsten. Die Urmächte haben dies mit Wohlgefallen registriert. Und allein Ghulghanaar vollbrachte dies. Er hat Punkte geschunden, Asmodis! Wir können ihn nicht mehr so einfach – erledigen …«

»Er ist unser Feind, Herr! Sein Wahnsinn…«

»Ja, er ist unser Feind. Aber wenn wir es geschickt anfangen, wird er das sehr schnell vergessen und sich auch mit uns verbünden. Wie mir berichtet wurde, hält er sich augenblicklich bei den Moordrohr auf. Die alten Götter werden nur zu gern auf seine Bedingungen eingehen. Gemeinsam mit ihnen wird er es schaffen, neue Meilensteine des Bösen zu setzen. Wir dürfen ihn nicht daran hindern. Nicht unserer bloßen Eitelkeit wegen! Ist Ghulghanaar erst einmal auf unserer Seite, mag es mehr als genug Gelegenheiten geben, ihn zu beseitigen. Aber erst dann, wenn er unserer Sache nicht mehr dienlich ist. Momentan –

ist er das!«
»Wie du meinst, Herr!« flüsterte Asmodis.
»Es ist mir Ernst, Asmodis! Ghulghanaar mag tun, was er tun zu müssen glaubt. Soll er Angst und Schrecken über die Sterblichen bringen! Soll er ihnen demonstrieren, daß es die finsteren Mächte, die sie tagein, tagaus verleugnen, tatsächlich gibt. Vielleicht bringt das eine neue aufregende Variante in unser großes Spiel… Und unsere Zeit wird kommen. Irgendwann wird Ghulghanaar unvorsichtig, und dann – dann wird er sterben!«
Asmodis nickte. Der Plan seines Herrn gefiel ihm plötzlich wesentlich besser. Anfangs hatte er gefürchtet, Satan würde seinen Kopf fordern, dafür, daß er den Schlag gegen Ghulghanaars Anhänger nicht zum Erfolg hatte führen können. Aber nun erwies sich, daß Satan lediglich daran interessiert war, den kosmischen Gesetzen Rechnung zu tragen. Das Böse durfte an seiner Ausbreitung nicht gehindert werden.
Vielleicht, so überlegte Asmodis weiter, vielleicht hatten gar die Urmächte eingegriffen und Satan entsprechende Anweisung erteilt.
Auch der oberste Herr der Hölle war nicht allmächtig.
»Du zögerst noch, den Plan gutzuheißen?«
»Nein Herr! Nein, ich zögere nicht mehr. Dein Befehl wird befolgt werden! Ich bürge dafür!«
»Gut! Und denke immer daran, daß auch du nicht unersetzlich bist!«
Diese Drohung war kaum mehr verhüllt. Asmodis erkannte es.
Sein nächster Gedanke galt einem Namen, der in letzter Zeit wie ein Windstoß durch das Reich der Finsternis gefaucht war.
Asmodina!
Die Tochter des Teufels!
Asmodina, ein Wesen, vom Teufel geschaffen, auf daß sie die Macht innerhalb des Dämonenreiches übernehme, wenn dereinst die Zeit reif ist. So stand es in den Schwarzen Weissagungen.
»Ich… ich bin ein treuer Diener, Herr, du weißt es«, versicherte Asmodis nachdrücklich.
»Beweise es«, versetzte Satan. »Beweise es immer und immer wieder…«
In einer zerfasernden Feuerblume verschwand er. Asmodis fluchte erbittert. Dann rief er seine Unterführer zu sich, um sie über die veränderte Situation zu informieren.
Und tief in seinem dämonischen Inneren schwelte der Haß.

***

»Entkommen? – Ins Zentrum der Erde? – Zu… zu den Moordrohr?« keuchte Astaranth. Sein Gesicht zerfloß, verzerrte sich zu einer abscheulichen Grimasse aus Haß und Wahnsinn. »Aber – wie konnte er das nur schaffen?«

Der Mann, um den es hier ging, war kein anderer als Mike Hunter.

Die sechs Hohenpriester des wahnsinnigen Dämons hatten herausgefunden, daß er nicht bei den Flüchtenden war, die in einem der oberen Stockwerke festsaßen, sondern kurz nach Ausbruch des Kampfes gegen die Dämonen der Schwarzen Familie in den für Ghulghanaar geschaffenen magischen Tunnel hatte entkommen können.

Demnach mußte er sich jetzt ebenfalls in jener Welt im Zentrum der Erde aufhalten.

»Ghulghanaar«, sagte Astaranth, nachdem er die Situation durchgedacht hatte, »weiß er es?« Mit eisigem Blick sah er seine Mitstreiter an.

»Es ist anzunehmen«, antwortete schließlich Coalpar.

»Es ist anzunehmen!« stieß Astaranth abfällig hervor. »Wißt ihr denn noch immer nicht, um was für einen Einsatz es bei diesem Spiel geht?«

Die Puppenkönigin, die bis jetzt geschwiegen hatte, meldete sich zu Wort. *Er weiß es. Unser Herr weiß es, daß dieser elende Sterbliche ihm nachgefolgt ist*, wisperte ihre telepathische Stimme in Astaranths Gehirn.

Der Hohepriester entspannte sich. »Dann ist es gut«, sagte er erleichtert.

Seine Gefährten sahen ihn an, und auch in ihren schweißüberströmten Gesichtern stand die Erleichterung geschrieben. Sie hatten die geistige Mitteilung der Puppenkönigin ebenfalls gehört.

Astaranth streichelte das unheimliche Wesen, das trotz der räumlichen Trennung nach wie vor mit Ghulghanaar in direktem Kontakt stand. Sie war es, die die Invasion leitete, den magischen Schutzschirm gegen die Dämonen mit Energie speiste und Ghulghanaars Interessen vertrat. Genaugenommen war sie Ghulghanaar. Er hatte ihr mit dem schwarzen Kristall einen Teil seiner Persönlichkeit gegeben.

So etwas wie Neid wollte in Astaranth aufkeimen. Warum hatte der Gott des Wahnsinns nicht ihn zum Wirtskörper erwählt? Mit Freuden hätte er sich der großen Aufgabe hingegeben.

Die Puppenkönigin bemerkte seine Gedanken!

*Du bist Astaranth!* hauchte sie. *Astaranth, der Hohepriester des wahnsinnigen Dämons, sein engster Vertrauter, sein – Freund, Ihm verdankst du ewiges Leben. Sei nicht undankbar…*

Das brachte ihn wieder zu sich.

Nein, er war nicht undankbar.

Wie er von der Königin wußte, verlief die Invasion inzwischen wieder überall planmäßig. Wien war in seiner Hand. Zwar gab es vereinzelt noch einige Widerstandsnester, in denen einige Menschen verzweifelt ausharrten, aber die würden schnell ausgehoben sein,

wenn Ghulghanaar mit den Moordrohr zurückkehrte.
Und dann würde die Invasion über Österreichs Grenzen hinausschwappen, würde die ganze Welt überschwemmt werden!
Ja, sagte sich Hubert Brenner, der Mann, der von Ghulghanaar den Namen Astaranth verliehen bekommen hatte, dafür lohnte es, zu kämpfen. Herr eines Weltreiches würde er sein, an Ghulghanaars Seite herrschen.
Aus schmalen Augen fixierte er die anderen.
»Greift endlich die entflohenen Sterblichen! Schafft sie herbei! Die drei Mädchen müssen sterben. Bringen wir diese Angelegenheit endlich zu einem Ende!«
*Vergiß diese Damona King nicht!* warnte die Puppenkönigin eindringlich. *Sie ist nahe*…
»Soll sie doch kommen«, erklärte er zuversichtlich. »Ghulghanaar selbst war es, der entsprechende Vorkehrungen getroffen hat.«
Das zufriedene, telepathische Kichern der Puppenkönigin hallte in seinem Kopf wider. Und plötzlich fürchtete er sich vor der Puppe.
Er ließ es sich nicht anmerken.

***

Ein Mann weinte. Ein anderer fluchte.
Sonst war nur noch das gepreßte Atmen der Menschen zu hören, die sich vor dem gewaltigen Holzportal versammelt hatten. Resignation spiegelte sich in ihren Augen.
Josef Heidenreich konnte es nicht mehr ertragen. Er schluckte den Kloß hinunter, der in seiner Kehle klebte und wollte irgend etwas sagen, um das teuflische Schweigen – und damit den Bann – zu brechen. Er ließ es bleiben, als er die Arme und die Hände sah!
Sie wuchsen direkt aus der lehmbraunen Wandung des Ganges!
Tastend, zitternd… gierig griffen sie nach den wie erstarrt stehenden Menschen!
Schreie gellten auf. Einige versuchten, sich zu wehren. Die Hände waren überall! Jetzt quollen sie auch aus dem Boden und der Decke!
Rasend schnell tasteten sie heran und krallten sich um Arme und Beine, umklammerten Kehlen und preßten sich auf Münder.
Josef Heidenreich zerrte Stefan Bader aus der unmittelbaren Gefahrenzone und trat im nächsten Moment nach einer Hand, die sich dicht über dem Boden kriechend auf ihn zuschob. Diese Dinger waren nicht natürlichen Ursprungs, keine Schöpfungen aus Fleisch und Blut.
Das – das waren magische Wesen!
Vielleicht sogar nur Visionen!
In die Menge kam Bewegung.
Jene, die noch nicht im eisenharten Griff einer Geisterhand gefangen waren, schlugen und traten um sich, rannten in die Richtung zurück,

aus der sie vor ein paar Minuten gekommen waren.
Sie laufen den Puppen direkt in die Hände, durchschoß es Josef.
Dann ging er zu Boden.
Drei, vier Hände rissen und zerrten an ihm. Eine Faust schrammte über sein Gesicht… Der nächste Schlag traf ihn voll auf den Punkt.
Josef gab seine verzweifelte Gegenwehr auf. Er krachte schlaff auf den Boden und merkte, wie er wieder hochgerissen wurde. Die Hände verfügten über Kräfte, die gigantisch waren, obwohl sie doch lediglich an spindeldürren Armen saßen. – Ein weiteres Zeichen, daß hier Magie im Spiel war. Schwarze Magie!
Halb ohnmächtig, die chaotische, wirbelnde, wimmelnde Umgebung nur noch durch einen wirren Nebel wahrnehmend, hörte er die harten, klickenden Geräusche. Das durchdringende Fiepen und Fauchen. Das waren die Puppen!
Er riß die Augen auf, sah die eckigen Bewegungen der gnomenhaften Wesen. Einige von ihnen hingen bereits wieder an menschlichen Kehlen.
*Josef würgte einen Schrei hervor.* Er erstarb in einem Gurgeln. Die unheimliche Hand würgte ihn. Wie eine Flammenwoge schoß die Verzweiflung in ihm hoch. Er riß an der Umklammerung, wollte sich aus dieser verdammten Falle befreien, legte seine ganze Kraft in seine Bemühungen, obwohl ihm zugleich ein letzter Rest von Vernunft sagte, daß es aussichtslos war. Er kam nicht frei. Das war dann auch sein letzter bewußter Gedanke. Ein wuchtiger Schlag traf ihn, warf seinen Kopf zurück. Die Welt versank in einem grellen Blitz.
Josef Heidenreichs Kopf sank schlaff auf seine Brust. Er hatte das Bewußtsein verloren. Vielleicht war das besser so. Er spürte den kurzen, scharfen Biß der Puppe nicht mehr, der ihn wieder zu Ghulghanaars Sklaven machte.

***

*Vorsicht!*
Der Gefahrenimpuls peitschte Adrenalin durch ihren Körper, ließ sie herumkreiseln. Ein Schuß krachte! Wie eine Explosion hallte das Echo durch das Kanalsystem.
Damona *sah* das Projektil förmlich heranrasen… Direkt auf Günther Seichter zu!
Sie handelte! Trat dem massigen Kommissar die Beine unter dem Körper weg. Das zweite Mal innerhalb kürzester Zeit landete er auf seiner Kehrseite.
All das hatte sich im Bruchteil einer Sekunde abgespielt.
Im nächsten Augenblick jaulte die Kugel als Querschläger davon.
Damona stand breitbeinig, leicht vornübergeneigt. Der Schweiß brach ihr aus allen Poren. Sie sah die schemenhaften Gestalten, die

aus der unscheinbaren, kaum einen halben Meter durchmessenden Röhre heraustreten. Vier waren es. Männer. Und – an ihren Kehle hingen *keine* Puppen!

Das bedeutete doch…

Damonas Herzschlag setzte einen Schlag aus! Sie riß ihre Hände hoch. »Nicht schießen! Wir – wir sind Freunde!« stieß sie atemlos hervor.

Günther Seichter feixte: »Die Kerle wollten mich umlegen!«

Aber dann war er still, als er bemerkte, daß die Burschen keineswegs daran dachten, ihre Waffen zu senken. Mißtrauisch kamen sie heran.

»Ob ihr unsere Freunde seid, das werden wir gleich wissen«, sagte der Mann, der geschossen hatte. Er war ein richtiger Klotz, groß und muskulös, mit Schultern, die ihn wie einen wandelnden Hügelkamm aussehen ließen. Sein mittellanges, blondes Haar war verdreckt. Der Bart in seinem Gesicht gut zwei Tage alt.

Sonderlich intelligent wirkte der Bursche nicht. Erst schießen, dann fragen, das schien seine Auffassung vom Überlebenskampf zu sein. Denn hier ging es ums Leben. Die Männer waren zweifellos vor den Puppeninvasoren geflohen und hatten sich hier unten versteckt gehalten.

»Nun laß mal gut sein, Junge«, knurrte Günther Seichter ungehalten. Er kam hoch. Wieder fluchte er. »Mein Name ist Seichter. Ich bin von der Kripo Wien. Und wenn dir das noch nicht genügt: Siehst du etwa eine Puppe an meinem hübschen Hals hängen? Eh?«

Der Blonde leuchtete mit seiner lichtstarken Stablampe. Der helle Fleck glitt über Günthers Körper und verharrte an seinem Hals.

»Tatsächlich. Nichts.«

»Na bitte.«

Der Lichtstrahl wanderte zu Damona hinüber.

»Die sind tatsächlich in Ordnung«, sagte der Mann, der neben dem Blonden stand und ziemlich bieder wirkte. Er war klein, schmächtig, und sein kreidebleiches Allerweltsgesicht wurde von einer schweren, schwarzen Hornbrille geziert. Das schüttere Haar klebte an dem knochigen Schädel.

»Also gut«, meinte der blonde Hüne, nachdem er auch Damona genauestens ›ausgeleuchtet‹ hatte. »Ihr könnt die Hände runternehmen. Äh – tut mir leid, daß ich so durchgedreht bin…«

»Schon gut«, unterbrach ihn Damona. »Ich glaube, wir haben alle eine gewaltige Angst vor diesen Puppen. Da können die Nerven schon mal einen Streich spielen.«

»Schön, daß Sie nicht nachtragend sind«, meinte der Mann mit der Brille. Sein Blick huschte immer wieder zu ihr herüber.

»Naja, lassen wir's gut sein«, lenkte nun auch Günther ein, der bisher eher in stummer Wut dagestanden war.

»Okay, dann sollten wir uns vielleicht gegenseitig vorstellen«, schlug Damona lächelnd vor. Sie nannte ihren und Günthers Namen.

Der Blonde erwiderte ihr Lächeln, wobei sein Blick allerdings auffällig lange an ihrer Oberweite hängenblieb. Damona kannte sich mit derartigen Typen aus. Casanova im Westentaschenformat, resümierte sie.

»Erfreut, wirklich. Obwohl die Umstände unseres Treffens eher… unter einem schlechten Stern stehen«, meinte er. »Ich bin Peter Reibner, der Mann mit der Brille hier ist unser Ulrich Steiner, und die anderen beiden heißen Thomas Siegenfuhr und Klaus Harrscher.«

Die letztgenannten, die sich bis jetzt nur schweigend im Hintergrund gehalten hatten, nickten freundlich.

Damona und Günther schüttelten auch ihnen die Hände.

Die Situation war bizarr. Mehr als das. Unglaublich. Da trafen sie ausgerechnet hier unten, knappe tausend Meter von Ghulghanaars Zentrum – wie immer dieses Zentrum auch beschaffen sein mochte – vier freie Männer.

»Wir haben da drin ein Lager eingerichtet«, fuhr Peter Reibner fort. »Wenn Sie Hunger haben – oder Durst…«

Damona schüttelte den Kopf. »Das ist lieb von Ihnen, aber wir haben nicht viel Zeit. Sie wissen ja selbst, wie ernst die Lage ist…«

Und sie erklärte den vier Männern, warum sie hier unten waren und was sie vorhatten.

Sie faßte sich kurz. Es war ohnehin nicht ihre Art, wortgewaltige Erklärungen abzugeben.

»Deshalb also«, murmelte Peter Reibner nachdenklich, nachdem sie geendet hatte. »Ich meine – ich hab' die Biester ja ebenfalls gesehen, sogar verdammt deutlich. Die sind mir ja voll auf den Fersen gewesen. Aber daß da – Dämonen dahinterstecken und Regie führen… das hätte ich niemals gedacht. Dann eher die Russen … Mit so 'ner neuen Erfindung …«

»Ist doch egal, was Sie geglaubt haben oder nicht«, mischte sich Günther ein. »Damona will doch bloß von Ihnen wissen, ob Sie mit uns kommen und kämpfen oder hierbleiben und warten wollen, bis alles vorbei ist. So oder so.«

»Ich – ich weiß nicht«, sagte Peter Reibner und wiegte nachdenklich seinen Schädel. »Vor einem normalen Gegner habe ich keine Angst. Aber gegen Dämonen… Immer vorangestellt, es sind *wirklich* Dämonen, die hinter der ganzen Sache stecken.« Er warf Damona einen zweifelnden Blick zu. »Manchmal«, fuhr er dann dozierend fort, »manchmal sehen und glauben Frauen ja das, was sie sehen und glauben wollen.«

»Ich bin keines jener hysterischen Blümchen, auf die Sie anscheinend Ihre tiefgreifenden Erfahrungen stützen«, versetzte Damona honigsüß

und sah ihm dabei tief in die Augen.

Er wurde verlegen und sah seine drei Gefährten an. »Und ihr? Was meint ihr dazu?«

Ulrich Steiner räusperte sich und wandte sich direkt an Damona.

»Wir können uns nicht ewig hier unten, in dieser stinkenden, menschenunwürdigen Kloake verkriechen. Ich werde also mit Ihnen kommen, Fräulein King. Ich habe sowieso nichts mehr, was ich verlieren könnte.« Seine Stimme klang fest.

Damona nickte. »Okay? – Und Sie?«

Zögernd nickten die drei anderen. Sonderlich begeistert waren sie nicht. Man konnte es ihnen nicht verübeln. Ihre Erfolgsaussicht stand eins zu einer Million.

Ziemlich schlecht also.

***

Zur gleichen Zeit im Zentrum des Bösen.

Die Opfer waren bereit. Carsoon hatte ihnen den Zaubertrank eingeflößt, der sie in einen Zustand zwischen Wachen und Schlafen verbannte.

Die Gesänge wurden angestimmt.

Alles verlief so, wie Astaranth dies wünschte. Er war zufrieden.

Endlich war wieder Ordnung eingekehrt. Die entflohenen Menschen waren wieder in der Gewalt der Puppen. Starr, die Augen andächtig auf die drei Mädchen gerichtet, die auf die steinernen Altäre gebunden waren, standen sie da. Fackelschein ließ ihre Augen wie polierte Kieselsteine leuchten.

Astaranth hob beide Hände. Silbern gleißte das Metall des Opferdolchs, den er mit beiden Händen umklammert hatte.

Aber noch war es nicht soweit. Noch dauerte die Beschwörung an.

Die alten Götter mußten gnädig gestimmt werden, weil die Opferung verspätet stattfand. Das dauerte seine Zeit. Aber trotz seiner Ungeduld dachte Astaranth nicht daran, jetzt noch einen Fehler zu machen. Er kannte sich aus mit den magischen und okkulten Gebräuchen.

*Die Weiße Hexe*, wisperte es urplötzlich in seinem Schädel. Wie ein zerwehender Nebel waren die Gedanken der Puppenkönigin. Sie war vollauf mit ihren Lieblingen beschäftigt. Das kostete sie gewaltige Kraft. Für die telepathische Verständigung blieben ihr momentan nur minimale Energien.

Aber Astaranth verstand auch so.

*Für welchen Weg hat sie sich entschieden?* fragte er – ebenfalls auf rein geistiger Ebene.

*Sie kommt durch die Kanäle. Und sie ist nicht allein. Fünf Männer begleiten sie.*

*Gut. Bist du bereit, sie gebührend zu empfangen? Kannst du den Impuls*

*für die von Ghulghanaar gelegte Falle geben?*

*Ja. Die Falle wird zuschnappen.* Eine Welle von Zuversicht und dämonischem Triumph umspülte diese Gedankenimpulse der Königin.

Astaranths Gesicht verkantete sich.

Und das Opferritual nahm seinen Verlauf. Unerbittlich näherte es sich dem Höhepunkt…

***

Knapp zehn Meter voraus lichtete sich der Wald. Die hohen Bäume standen spärlicher, das rote Glühen des Himmels – eine Sonne war nirgends auszumachen – fand seinen Weg bis zum Waldboden herunter. Die Hitze griff wieder nach ihnen, machte jeden Atemzug zur Qual. Das Summen und Sirren von zahllosen Insekten war ebenso allgegenwärtig wie diese Hitze.

Sie erreichten den Waldrand. Mike machte noch zwei Schritte, dann lehnte er sich mit dem Rücken an den Pelz eines Baumes und ließ sich langsam zu Boden sinken. Der Fußmarsch war nicht sonderlich anstrengend gewesen, denn in diesem Wald gab es kaum Unterholz. Außerdem war es im Schutz der Bäume angenehm kühl.

Das war es also nicht, was an ihm zehrte.

Er lehnte seinen Kopf zurück und schloß die Augen. Layja setzte sich schweigend neben ihn.

Unterwegs hatte sie ihm viel erzählt. So wußte er jetzt – unter anderem – definitiv, daß er sich im Zentrum der Erde befand. Mikroskopisch klein, wie diese ganze Welt, – eingeschlossen in einem Universum, das einerseits nicht größer war als ein Atom. Eine magische Welt war es, – eine Welt, wie es deren unzählige gab. In der Erde, aber auch außerhalb…

Es war seltsam, sich damit zu beschäftigen, und noch seltsamer, das alles als Realität zu akzeptieren. Mike tat es. Trotzdem – darüber nachgrübeln mußte er immer wieder. So wie jetzt, beispielsweise.

Und es würde noch eine Weile dauern, bis er alles völlig verdaut hatte.

Er öffnete seine Augen wieder und sah über das wogende Schilfgras, das auch hier prächtig gedieh. Zirka fünfzig Meter von ihrem jetzigen Standpunkt entfernt wucherten bizarre Dornenbüsche, die große, grüne Früchte trugen. Dahinter begann der Strand. Eine etwa eineinhalb Meter hohe Verwerfung führte zum schmutzigbraunen Wasser des Meeres Ghornaam hinunter, das sich bis zum fernen, dunstigen Horizont erstreckte.

Er war auf der Kultinsel Ghorm angekommen.

Layja hatte ihm alles peinlich genau und überaus plastisch geschildert, so daß er sich zwischenzeitlich eine ziemlich gute Vorstellung von dieser Welt machen konnte. Moordrohr war eine

wilde, urtümliche Welt. Moderne Technik war hier unbekannt. Hier herrschte die Schwarze Magie und, damit einhergehend, das Recht des Stärkeren.

Die Moordrohr – nach denen die Welt benannt war – wurden als nahezu allmächtige Götter verehrt, obwohl sie sich kaum mehr um die Belange der eingeborenen Wesen kümmerten. Sie hatten sich in ihren Wabenstädten verkrochen und sannen über längst vergangene Zeiten nach.

Moordrohr war spärlich bevölkert.

Im Süden gab es Khorrdaan, die Goldene Stadt, über deren Bewohner man so gut wie nichts wußte. Im Norden lagen die Eiswüsten mit ihren barbarischen Beherrschern, den Tciotark.

Moordrohr, die zentrale Wabenstadt der Moordrohr, lag am Westufer des Meeres Ghornaam.

Dorthin mußte er, wollte er seiner selbstgestellten Aufgabe gerecht werden. Ghulghanaar jedenfalls, das stand inzwischen fest, war dort bereits angekommen. Ein Segler der Zcoorr, eines Volksstammes, der in den Diensten der Moordrohr stand, hatte ihn aufgenommen und war bei gutem Wind ausgelaufen. Layja selbst hatte dies beobachtet.

»Sie kommen«, hauchte Layja plötzlich. Ihr Gesicht wirkte mehr denn je verklärt, und die Augen glänzten matt. Ein leichter Schleier schien über ihre ebenmäßigen Gesichtszüge zu wehen.

»Die Zcoorr?«

»Ja«, erwiderte sie ehrfurchtsvoll. »Ihre Herren haben sie in Marsch gesetzt, ich sagte es dir. Sie wissen, daß du auf Ghorm bist, daß du kaum Möglichkeiten zu entkommen hast. Sie – sie sind sich ihrer Sache sehr sicher.«

Mike nickte. »Natürlich. Dazu haben sie ja auch allen Grund.« Er fuhr mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand über die feingeschmiedete Klinge des Dämonenschwerts. Er konnte sich nicht vorstellen, daß er mit dieser Waffe sonderlich lange und wirkungsvoll gegen gut gerüstete Krieger bestehen konnte, aber er hatte sich dennoch nicht davon getrennt. Ein Schwert war ein Schwert, und wenn der Kampf schon unvermeidlich war…

Er wandte sich wieder an Layja. »Kannst du sie spüren, irgendwie ausmachen?«

»Ja. Sie strahlen jene böse Energie aus, die den Moordrohr-Völkern eigen ist. Sie sind böse… Ich vermag sie zu spüren. Ich werde dich rechtzeitig warnen.«

»Nett von dir.«

Mike rammte das Schwert in den Boden und sah auf das unruhige Meer hinaus. Irgendwann würde dort draußen ein Segler der Zcoorr auftauchen.

Die Zeit zerrann ihm unter den Fingern, und er konnte wieder einmal

nichts anderes tun, als sich in Geduld hüllen. Und dabei mußte er noch zufrieden sein. Er wußte bereits, daß er nicht vergebens warten würde. Der unheimliche Gegner hatte bereits den ersten Schritt getan… Und das mochte sein Fehler sein. Genausogut hätte er ihn doch hier auf Ghorm bis in alle Ewigkeit sitzen lassen können.

Layja hatte seine Gedanken wahrgenommen. Sie schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie bestimmt. »Nein, das hätten sie nicht tun können. Es gibt noch einen anderen Weg, um nach Moordrohr zu kommen. Da sie damit rechnen mußten, daß du ihn über kurz oder lang findest, waren sie gezwungen, etwas zu unternehmen.«

»Einen anderen Weg… Also doch. Und warum sitzen wir dann hier – und warten?«

»Es ist besser so«, erwiderte sie geheimnisvoll und mit einem Ton in der Stimme, der Mike veranlaßte, keine weiteren Fragen mehr zu stellen.

Er wurde nicht so richtig schlau aus ihr.

Aber das damit verbundene Gefühl kannte er bereits. Bei Damona erging es ihm nämlich genauso. Schicksal, sagte er sich mit der Ergebenheit eines reuigen Sünders.

Eine halbe Stunde später sah er ein kleines, violettes Dreieckssegel am Horizont.

*Die Zcoorr kamen.*

***

Blitzartig, ohne Vorwarnung, schlug der Tod zu!

Ein düsteres, grün flirrendes Netzwerk flammte keine zwei Meter vor Damona aus dem Boden empor, flackerte hoch, vereinte sich mit der leicht gewölbten Decke des Kanals.

Damona prallte zurück, stieß gegen Peter Reibner, der sich mit Günther Seichter und den anderen Männern dicht hinter ihr gehalten hatte.

Ihre Augen waren ausschließlich auf das energetische Netz gerichtet. Jetzt veränderte es seine Strahlung. Der grünliche Schimmer wandelte sich in düsteres Violett, dann in Schwarz! Ein Schwarz, das so absolut, so undurchdringlich war, daß es die Augen schmerzte.

»Es – es breitet sich aus!« stellte Damona fest. Ja, sie täuschte sich nicht. Das schwarze Glühen tastete zitternd heran. Das Netzwerk dehnte sich räumlich aus!

»Zurück, Mensch, seht ihr denn nicht, daß wir hier verrecken, wenn wir noch länger bleiben!« brüllte Peter Reibner. Panik verzerrte seine Stimme.

Damona wandte sich um. »Wir dürfen jetzt keinen Fehler machen«, sagte sie unnatürlich ruhig. »Sie wissen, daß wir hier sind, und…«

»Ich gebe einen Dreck auf Ihre Meinung!« tobte Reibner

unbeherrscht. »Ich will leben! Sie haben uns in diese verdammte Falle geführt! Ich habe genug! Macht, was ihr wollt!«

Er drehte sich um und rannte los.

»Nicht!« rief ihm Damona hinterher. »Tun Sie das nicht! Sie wissen doch gar nicht…«

Ihre Warnung kam zu spät.

Peter Reibner rannte direkt in das Netzwerk, das sich von einer Sekunde zur anderen vor ihm aufbaute. Er schrie wie von Sinnen. Taumelnd schlug er um sich und wankte zurück, einen, zwei, drei Schritte.

Dann erstarben seine Bewegungen.

Aber noch immer stand er aufrecht!

Damona handelte bereits, als die anderen Männer noch immer schreckerstarrt auf den Unglücklichen blickten.

Peter Reibner war tot. Mit einem einzigen Blick stellte sie das fest.

Seine Augen waren stumpf, blicklos – wie Stein. Und genauso war auch sein Körper. Erstarrt. Zu Stein erstarrt.

Wie ein grausiges Denkmal stand der Mann in der von den schwarzmagischen Barrieren ausstrahlenden Düsternis des Abwasserkanals.

Und dann zerbröckelte er.

Fassungslos wurde Damona Zeuge dieses Vorgangs.

Jemand riß sie am Arm herum. Nur mit äußerster Anstrengung konnte sie die Benommenheit abschütteln, die von ihr Besitz ergriffen hatte.

Sie sah in Günther Seichters Gesicht.

»Tu etwas«, stieß er erregt hervor. »Die Teufelsdinger kommen immer näher.« Er zeigte auf die flimmernde, schwarze Aura, die von den Netzen vor und hinter ihnen auswuchsen. Wie dünne, schwarze Schlangen pendelte sie heran. Alptraumhaft langsam, doch unaufhaltsam.

Damona starrte sie an.

»Tu etwas, Mädchen«, sagte Günther Seichter noch einmal, diesmal eindringlicher. »Dem Reibner kannst du nicht mehr helfen. Ich weiß, daß dir das weh tut, aber es ist nicht zu ändern. Er hätte nicht davonrennen sollen. – Damona hörst du mich überhaupt?«

»Ja, Günther«, erwiderte sie schwach.

Das schwarze Glühen wurde intensiver. Fast schien es, als erleuchte es den Kanal, als werfe es grelle Reflexe in die wenigen Pfützen, die sich hier und da auf dem schlickübersäten Pflastersteinboden gehalten hatten.

Ein Netzwerk bösartiger Energie!

Damona sah es abwägend an. Die Maschen waren zu fein gesponnen. Ein Mensch konnte es niemals schaffen, da hindurchzuschlüpfen…

Eine teuflische Falle war es. Man führte ihnen den Tod vor Augen, das unausbleibliche Ende – und bot ihnen gleichzeitig einen Ausweg an.

Der Gedanke ließ Damona nicht mehr los.

Die Maschen im Netz…

*Du schaffst es*…. sagte eine geistige Stimme in ihr. Eine unsagbar gute, sanfte Stimme. Die Stimme ihrer Mutter Vanessa.

So lange schon hatte sie sich nicht mehr gemeldet, und jetzt… Damona ließ den Gedanken zerfasern, konzentrierte sich auf den Kontakt mit ihrer Mutter.

*Bist du es tatsächlich?* fragte sie, ebenfalls telepathisch. Der Hexenstein, den sie an einer silbernen Kette um ihren Hals trug, erwärmte sich, ließ eine wohltuende Hitze in ihren Körper einsickern – und verstärkte gleichsam ihre Para-Kraft.

Damona kannte das.

Immer wieder hatte sie versucht, diesen Vorgang bewußt einzuleiten, um nicht mehr auf den Zufall angewiesen zu sein… Bis heute hatte sie es nicht mehr als ein paarmal geschafft. Damals, beim Kampf gegen die Mönche des Schwarzen Kreises, beispielsweise.[3]

Sie lauschte.

Vanessa meldete sich nicht mehr. Nur der eine Satz stand in Damonas Gehirn: *Du schaffst es!*

Und Damona setzte sich in Bewegung. Günther Seichter brummte:

»He, was – was soll denn das? Du kannst doch nicht… Hör mal, da kommst du nicht durch!«

Sie hörte nicht mehr hin. Immer schneller werdend, rannte sie auf das schwarze Gitterwerk zu, das ihnen das weitere Vordringen verwehrte. Böser, noch düsterer, schien es aufzuglühen, als es Damonas Herankommen spürte!

Noch zwei Schritte, noch einen…

Damona fixierte eine Masche in dem wabernden, schwarzen Netzwerk. Dann warf sie sich der Barriere förmlich entgegen! Sie wußte, daß sie verloren war, wenn ihr Extrasinn jetzt nicht reagierte… So reagierte, wie sie sich das vorstellte!

Sie war eine Hexe!

Und Hexen können sich verwandeln…

… verwandeln in – Katzen!

Die magische Metamorphose setzte ein! Damonas Parasinn handelte, koordinierte… Ihre Körperstruktur veränderte sich in fließender Schnelligkeit. Keine Sekunde verlor Damona, unbeirrt rannte sie weiter, während sie sich veränderte, immer schneller veränderte!

Dann setzte ihr bewußtes Denken und Fühlen aus!

Fassungslos starrte Günther Seichter auf das schwarze Netz, durch dessen Maschen soeben eine geschmeidige, schwarze Katze

verschwunden war!

»Eine Katze…«, flüsterte Ulrich Steiner neben ihm. »Sie hat sich in eine Katze verwandelt! Himmel, was ist das für eine Frau? Können Sie mir das vielleicht sagen?« Beinahe bittend war der Blick, den er ihm zuwarf.

Günther zuckte die Schultern. »Sie ist eine Hexe«, meinte er einfach.

Mit dieser Information ließ er Steiner stehen und wandte sich ab.

Sein Blick fiel auf die schwarzen, schlangenförmigen Augen, die immer näher kamen. Viel Zeit blieb nicht mehr.

*Viel Glück, Damona, dachte er. Und – bitte – beeil dich…*

Vielleicht konnte sie ihn ja irgendwie hören.

***

Der Segler hatte sich bis auf knapp fünfzehn Meter dem Ufer genähert. Sanft schaukelte er auf den düsteren, braunen Wellen. Ein Anker wurde ausgeworfen.

Mike drückte sich in das stachelige Schilfgras, das hier, am Ufer, besonders hoch stand. Der Schatten der großen, schwarzen Büsche lag über ihnen. Trotzdem durften sie keine falsche Bewegung – also gegen die Windrichtung – machen. Ein aufmerksamer Beobachter hätte das sofort wahrgenommen. Und die Zcoorr waren aufmerksame Beobachter, das hatte ihm Layja mehr als einmal eingeschärft.

Behutsam spähte er durch einen schmalen Spalt aufs Meer hinaus.

Große, massige Gestalten ließen ein kleines Ruderboot zu Wasser.

Jetzt konnte er die Zcoorr erstmals genau sehen. Sie waren humanoid, annähernd zwei Meter groß und ziemlich breit. Die kahlgeschorenen Schädel glänzten im Feuerschein des Himmels. Die ansonsten fahle, teigige Haut wirkte seltsam abstoßend, – selbst aus der Entfernung. Mike mußte unwillkürlich an Ghouls denken. Die hatten ebenfalls eine derartige Hautfärbung.

»Sie sind – körperlich – eine Kreuzung aus Ghouls und Vampir«, hauchte Layja. »Du darfst sie nicht unterschätzen. Sie sind parabegabt.«

»Und das sagst du mir erst jetzt? Du hast vielleicht Nerven«, maulte Mike.

»Ich habe versprochen, dir behilflich zu sein. Dazu stehe ich noch immer. Was hätte es schon für einen Sinn gehabt, dich übermäßig zu beunruhigen? Du wußtest, daß die Moordrohr ihre Häscher in Marsch gesetzt haben, und das genügte doch.«

Ihre Logik war bestechend. »Schon gut«, lenkte er ein. »Es war ja wirklich nicht so wichtig.«

Aus schmalen Augen starrte er zu den Zcoorr hinaus. Von dem erhöht gelegenen Versteck aus hatte er hervorragende Sicht.

Das Ruderboot – es war mit zwölf Zcoorr bemannt, hatte abgelegt

und nahm jetzt direkten Kurs auf den Strand. Silbern schäumend brach sich die Brandung auf dem körnigen, hier und da mit bizarr geformten Felsen besäten Strand und rollte aus. Zwei Meter vor Mike lag der Steilabfall, der zum Strand hinunterführte. Behutsam veränderte Mike seine Lage, zog seinen rechten Fuß an, um besser aufspringen zu können. Seine Finger schlossen sich fester um den Schwertgriff.

Zum x-ten Male überdachte er den Plan, den sie sich vorhin, nachdem sie den Segler gesichtet hatten, in einer kurzen Lagebesprechung zurechtgelegt hatten. Den Suchtrupp, der zweifellos ausgesandt wurde, an Land kommen und vorbei lassen. Dann den Segler entern, den Kapitän zum Zweikampf fordern. Das hörte sich ziemlich einfach an… Wesentlich einfacher, als es werden würde. Mike war Realist. Er hütete sich, die Situation falsch einzuschätzen.

Gleichsam aber gedachte er den Stolz der Zcoorr – Layja hatte ihm davon erzählt – auszunutzen. Wenn er gegen den Kapitän des Seglers bestand, sah seine Zukunft wesentlich besser aus. Dann konnte er zumindest gewisse Forderungen stellen. Da die Ehrbegriffe der Zcoorr denen der Piraten auf der Erde entsprachen, bedeutete dies: Er konnte die Stelle des Kapitäns einnehmen. Wie lange er sie hielt, das war wieder eine andere Sache. Die Zcoorr waren verschlagen, hinterhältig, listig. Zweifellos würden sie sehr schnell Mittel und Wege finden, den neuen Kapitän zu dem zu machen, was er von Anfang an hatte sein sollen: zu ihrem Gefangenen.

Nun, das war sein Risiko.

Vordringlich war jedenfalls, von Ghorm wegzukommen.

»Vorsichtig jetzt«, raunte Layja und machte eine kaum merkliche Kopfbewegung zum Strand hin. »Sie können allzu intensive Gedankenimpulse wahrnehmen.«

»Dann – dann sind sie also Telepathen?«

»Nein, keine Telepathen. Sie können die Gedanken nur spüren – und ihnen folgen. Lesen können sie sie nicht.«

»Also geistige Bluthunde«, stellte Mike sarkastisch fest.

Layja schwieg.

Mike tat es ihr gleich und bemühte sich, so wenig wie möglich zu denken. Aber es war gar nicht so einfach, nichts oder wenig zu denken. Erst recht nicht, wenn man so unter nervlicher Anspannung stand wie er.

Die Zcoorr waren gelandet, hatten ihr Boot weit auf den Strand gezogen und die Ruder in den Boden gerammt. Nach einem kurzen Palaver setzten sie sich in Bewegung. In weit auseinandergezogener Reihe erklommen sie das höhergelegene Land und wandten sich landeinwärts. Ihr erstes Ziel war: Sie würden die magische Empfangs-Station aufsuchen und dort seine Spur aufnehmen.

Nur ein paar Meter von ihrem Versteck entfernt, schritten die Zcoorr dahin.

Der Schweiß stand in dicken Perlen auf Mikes Stirn. Er atmete flach und drückte sich gegen den Boden. Die schwüle Luft war alles andere als erfrischend. Nicht einmal die nahe Brandung brachte Linderung.

Die Zcoorr entdeckten sie nicht!

Zügig bewegten sie sich vorwärts. Ihre lederne Kleidung knarrte.

Bald darauf waren sie in dem wogenden Schilfmeer verschwunden.

Mike atmete auf.

Er sah Layja an. Sie lächelte. »Die erste Runde geht an uns«, flüsterte sie.

»Abwarten und Tee trinken«, versetzte er.

Zehn Minuten vergingen bedrückend langsam.

Dann kam der zweite, weitaus gefährlichere Teil: Sie mußten unbemerkt zum Strand hinunterkommen. Layja hatte vorhin einige geheimnisvolle Andeutungen gemacht, daß sie hier Hilfe geben konnte. Auf seine Frage nach dem Wie hatte sie nur gelächelt. Typisch.

»Jetzt?« fragte er knapp.

Sie nickte. »Ja. Meine Schwestern sind bereit.«

Mike verkniff sich jede weitere Frage, obwohl er mindestens ein Dutzend auf der Zunge brennen spürte. In einer gleitenden Bewegung kam er hoch. Gebückt rutschte er durch das Schilfgras, erreichte den steilen Abhang und stürmte hinunter. Wie eine riesige Wolke wirbelte der grünliche Sand auf. Wenn jetzt jemand vom Segler der Zcoorr herübersah, dann – dann mußte er ganz einfach aufmerksam werden!

Mike biß die Zähne zusammen und hetzte weiter. Er erreichte den mächtigen, schwarzen Felsblock, der von der Brandung umschäumt wurde. Es roch aufdringlich nach Tang.

Layja war neben ihm.

»Siehst du es?« fragte sie, bevor er etwas sagen konnte. Sie wies aufs Meer hinaus.

Mike sah hin.

Eine glitzernde, wirbelnde Wand hatte sich zwischen Strand und Segler geschoben.

»Vom Segler aus ist nichts zu sehen. Nur ein einsam liegender Strand. Die Tarnung ist vollkommen.«

»Dank deiner Schwestern«, vollendete er.

»Ja«, sagte sie einfach.

»Tolle Verwandtschaft.«

»Wenn wir auf dem Schiff sind, können sie uns nicht mehr helfen. Ihre Macht ist räumlich begrenzt.« Ihre Stimme klang bedauernd.

»Und du?«

»Ich komme mit dir. Allerdings werde ich meine materielle Gestalt

nicht mehr lange beibehalten können. Die Zcoorr dürfen nicht wissen, daß du von mir unterstützt wirst. Außerdem… Meine Kräfte schwinden, je weiter ich mich von Ghorm entferne. Ich muß sparsam haushalten.«

Mike musterte sie. »Du setzt einiges aufs Spiel, nicht wahr?«

»Nicht mehr als du, Mike Hunter.«

Er strich über ihr schillerndes Haar. Dann schob er sein Schwert hinter seinen Gürtel und glitt ins Wasser. Es war verrückterweise eiskalt.

Mit kräftigen Zügen kraulte er los.

***

Katzen sind geheimnisvolle Tiere. Im Mittelalter wurden sie von abergläubischen Menschen gejagt. Sie seien die Inkarnation des Teufels, des Bösen schlechthin, hieß es, und als solche Schoßtiere der Hexen. Dichtung oder Wahrheit – niemand konnte das mit Sicherheit sagen. Fest steht nur, daß Katzen keine gewöhnlichen Tiere sind…

Lautlos, mit raubtierhafter Eleganz, eilte Damona durch die Düsternis. Nachdem sie das schwarzmagische Energiegitter hinter sich gelassen hatte, eilte sie auf ihren samtweichen Katzenpfoten weiter, fand instinktiv den richtigen Weg. Immer schneller wurde sie.

Ihr menschliches Denken und Fühlen hatte ausgesetzt, war von ihrem Para-Sinn übernommen worden. Er war es, der jetzt ihre Handlungen koordinierte und leitete.

Sie fand eine schmale Treppe, die rechter Hand in die Höhe führte, und schnellte sie empor. Erneut setzte für kurze Zeit ihre bewußte Wahrnehmung aus.

Als sie wieder einsetzte, befand sie sich in einer engen Röhre. Die Luft war verbraucht. In der Ferne waren Geräusche zu hören. Stimmen. Menschliche Stimmen. Beschwörend, eindringlich hallten die Worte… Magische Formeln … Gesänge.

Noch schneller wurde Damona.

Jetzt wußte sie, daß sie auf dem richtigen Weg war. Sie eilte durch die Röhre, die zum Belüftungssystem des unterirdischen Heiligtums Ghulghanaars gehörte. Die Röhre war eng. Ein Mensch hätte hier niemals durchkommen können. Für eine Katze jedoch bot sich keinerlei Hindernis. Damona verlor keine Zeit.

Die fernen Beschwörungen, deren Sinn sie nur erahnen konnte, wurden deutlicher – und drängender.

Kein Zweifel: Hier wurden mächtige Wesenheiten um Gnade und Verständnis angefleht.

Damona erreichte das Ende der Röhre. Es war mit einem feinmaschigen Gitter versperrt. Mit Wucht warf sie sich dagegen. Das Gitter hielt nicht stand. Es zerfetzte. Damona krachte hindurch und

fiel…

In der Luft warf sich der geschmeidige Katzenkörper herum! Und landete auf allen vieren.

Ein Korridor. Stufen.

Die Stimmen waren jetzt nahe. Damona witterte die Ausdünstung des Bösen. Sie war jetzt deutlich spürbar. So, als habe sie eine unsichtbare Trennwand durchschritten.

Ohne, daß sie sich dessen bewußt geworden war, hatte sie das tatsächlich getan. Der magische Schutzschirm der Ghulghanaar-Anhänger hatte sie nicht aufgehalten. Er sprach nur auf Dämonen oder Menschen an, nicht jedoch auf Tiere…

Die Metamorphose setzte ein!

Schmerzwellen durchrasten ihren Körper, fraßen sich in ihren Schädel hinein. Sekundenlang wurde es schwarz vor ihren Augen.

Verkrümmt wälzte sie sich am Boden. Zuckend öffneten und schlossen sich ihre Hände. Noch waren sie mit seidig schimmerndem schwarzen Fell bewachsen. Doch das verschwand jetzt schnell.

Damona wurde wieder sie selbst.

Stöhnend kam sie hoch.

Keine Zeit verlieren. Du darfst keine Zeit verlieren, hämmerte es in ihrem Kopf. Der Schmerz pulste immer noch in ihr nach, aber jetzt war er schwächer. Er würde verklingen. Sie nahm keine Rücksicht darauf.

Nur kurz orientierte sie sich, dann rannte sie weiter. Das Leben ihrer Begleiter war in höchster Gefahr. Wenn die schwarzen Auren sie berührten, verwandelten sie sich in steinerne Mahnmale und starben.

Sie mußte sie retten, denn sie war für ihr Leben verantwortlich.

Klar. Trotzdem ging es nicht nur um das Leben ihrer vier Begleiter.

Die Beschwörungen, die immer schriller, fordernder hinausgeschrien wurden, ließen sie nichts Gutes ahnen. Da wurde ein Menschenopfer abgehalten!

Und dann erreichte sie den Zeremoniensaal.

Damona unterdrückte einen Aufschrei! Zahllose Rattenpuppen bewachten den Eingang. Jetzt waren sie auf sie aufmerksam geworden! Fauchen schlug ihr entgegen.

Die Puppen griffen an.

Und Damona handelte…

***

Mike warf sich im Wasser herum.

Etwas Geschmeidiges, Glattes war unter ihm vorbeigeglitten, hatte ihn gestreift, für einen winzigen Sekundenbruchteil berührt. Eine eisige, unheimliche Berührung.

Ein Angriff jedoch blieb aus.

Mike wartete noch zwei Sekunden mit angehaltenem Atem, dann schwamm er weiter. Ruhig, mit vorsichtigen, gleichmäßigen Bewegungen.

Den Segler erreichte er fünf Minuten später. Der Seegang war hier draußen wesentlich unruhiger als in unmittelbarer Landnähe. Hoch rollten die Wellen heran und peitschten gegen den glitschigen Schiffskörper. Erst beim dritten Versuch fanden Mikes Hände Halt.

Er krallte sich fest, zog sich hoch und spuckte das Wasser aus, das er geschluckt hatte. Dann sah er sich um.

Layja war nirgends zu sehen. Er hatte fast damit gerechnet. Das Para-Ego würde gewiß einen anderen Weg finden, um auf das Schiff zu gelangen.

Mike legte den Kopf in den Nacken und sah zur Reling hoch.

Wenn er sich kraftvoll genug aus dem Wasser schnellte, mochte er sie erreichen können. Sie lag knapp einen Meter über der wogenden Wasserfläche. Also kein Problem.

Aber würde er auf die Art und Weise unbemerkt an Bord kommen?

Es war sowieso schon ein halbes Wunder, daß ihn die Zcoorr noch nicht entdeckt hatten… Oder hatten Layjas Schwestern diesem Wunder nachgeholfen? Vorhin jedenfalls war ihr Tarnschild perfekt gewesen.

Mike fröstelte.

Es wurde unangenehm im Wasser. Die Kleider klebten wie eine zweite Haut an seinem Körper und schienen von Minute zu Minute schwerer zu werden. Ebenso das Schwert.

Er mußte es anpacken!

Ein paarmal atmete er tief durch. Dann riß er sich hoch! In einer gleißenden, spritzenden Wasserfontäne schnellte er hoch, die Arme ausgestreckt, die Hände zu stahlharten Klauen geformt.

Er hatte sich nicht verschätzt!

Er bekam die Reling zu fassen, packte zu, und, den Schwung ausnutzend, schwang er sein rechtes Bein darüber. Nachziehen! Ein Ruck! Kopfüber krachte er an Bord.

Der Schrei gellte fast gleichzeitig auf!

Man hatte ihn bemerkt.

Mike rollte herum, über Kopf und Schulter ab – und stand auf den Beinen. Seine Rechte zuckte zum Schwert. Er erfaßte die Situation.

Er hatte den Segler im Heck geentert.

Jetzt strömten die Zcoorr vom Bugdeck heran. Dort mußten sie sich aufgehalten haben. Sie brüllten. Wut, Belustigung – aber auch Anerkennung lagen in den Stimmen.

Ihre Gesichter waren schreckliche, verzerrte Grimassen. Verknotete Wucherungen verunzierten die Wangen und machten sie noch schrecklicher, als sie ohnehin waren. Das hatte er vorhin nicht sehen

können. Die Distanz war zu groß gewesen. Mike zog sein Schwert.

Breitbeinig stehend, erwartete er den Angriff der Zcoorr.

Das Heben und Sinken des Schiffes glich er so mühelos aus.

Die Zcoorr wurden langsamer. Auch sie zogen jetzt blank. Das rote Licht des Tages brach sich in den gewaltigen, breiten Klingen ihrer Krummsäbel.

Es würde hart werden. Mike starrte in die Raubtieraugen seiner Gegner.

Ein scharfer Ruf hielt sie zurück. Sie stoppten, aber die Säbel senkten sie nicht. Mike konnte sich denken, was jetzt kam. – Oder besser: wer jetzt kam.

Der Kapitän des Seglers.

Er täuschte sich nicht. Ein bulliger Zcoorr bahnte sich seinen Weg durch seine Schulter an Schulter stehenden Leute. Sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse, als er schließlich Mike gegenüberstand.

»Du hast uns eine Menge Arbeit abgenommen, Wurm!« sagte er kehlig. Mike wunderte sich, ließ sich das aber nicht anmerken. Er verstand, was der Bursche sagte, das genügte.

»Noch habt ihr mich nicht«, meinte er betont überheblich.

»Oho! Du scheinst mit unseren Sitten ja bestens vertraut zu sein! Du willst also einen Kampf?«

»Warum nicht? Ich habe nichts zu verlieren. Probieren geht über studieren…«

Der Zcoorr lächelte böse. »Du scheinst deine Lage ziemlich falsch einzuschätzen«, sagte er. »Selbst, wenn du gewinnst, was völlig unwahrscheinlich ist, hast du keine Chance. Wir haben klaren Befehl, dich nach Moordrohr zu bringen, und der Befehl unserer Herren gilt mehr als…«

Mike tat gelangweilt. »Zufällig will ich auch dorthin. Aber als freier Mann, nicht als euer Gefangener.«

»Gut, ich akzeptiere deine Beweggründe. Niemand soll mir, Kaath, dem Seefahrer, nachsagen können, ich sei nicht fair. Es gilt also. Du sollst deinen Kampf haben!«

Und Kaath, der Zcoorr, zerrte seine Klinge aus der Lederscheide und stürmte vorwärts.

***

*Verdammte Narren, die wir waren*, sagte sich Günther Seichter. *Wie haben wir nur ernsthaft darauf vertrauen können, gegen diese Mächte eine Chance zu haben?*

Zusammengedrängt wie Schlachtvieh standen sie: Ulrich Steiner, Thomas Siegenfuhr, Klaus Harrscher und er. Die schwarzen Fühler zitterten im Umkreis von einem Meter. Sie hatten sich zu einem engmaschigen, ständig in Bewegung befindlichen Kokon

zusammengefunden, zu einem Kokon, der sich wie ein überdimensionaler Schraubstock immer enger um sie zusammenzog.

Durch diesen Wirrwarr aus schwarzen, wirbelnden, zuckenden Linien wäre selbst ein Wesen wie Damona nicht mehr unbeschadet hindurchgekommen.

Damona… Der Name des geheimnisvollen Mädchens hallte in ihm nach. Ob sie tatsächlich durchgekommen war? Und wenn ja – wo war sie jetzt? Konnte sie ihnen helfen?

»Wie lange gibst du uns noch?« fragte Ulrich Steiner. Obwohl seine Stimme brüchig klang, gab er sich äußerlich völlig ruhig und beherrscht. Ein sympathischer Bursche. Günther Seichter mochte ihn.

»Noch fünf Minuten. Eher weniger«, schätzte er.

»Und – wir können nichts tun?«

»Nur hoffen. – Und vielleicht beten.«

Ulrich Steiner nickte und sagte nichts mehr.

Thomas Siegenfuhr, mit zweiundzwanzig Jahren der jüngste in ihrem Bunde, räusperte sich, setzte an, etwas zu sagen, aber dann blieb er doch stumm. Das Grauen stand in sein schmales Gesicht geschrieben.

Günther Seichter starrte auf seine Fußspitzen, und von dort ausgehend auf den kleinen Freiraum, der ihnen im Zentrum des unheimlichen Netzwerks noch geblieben war. Und die dumpfe Angst in seinem Herzen wuchs.

***

Mike riß seinen Schwertarm hoch.

Krachend klirrte Kaaths Säbel dagegen. Funken stoben davon. Die Wucht des Schlages pflanzte sich durch Mikes Hand über seinen Arm fort. Aber er gab nicht nach. Mit einem wilden Ruck brachte er seine Klinge frei und stieß Kaath zurück.

Der Zcoorr knurrte und tänzelte erneut heran. In seinen Augen flackerte Verwunderung. Offenbar hatte er nicht mit einer derartigen Entwicklung gerechnet. Aber blitzschnell stellte er sich darauf ein.

Er wurde vorsichtiger.

Wieder griff er an.

Eine blitzartige Finte. Die Säbelspitze wischte von unten her – direkt auf Mikes Bauch zu. Mike steppte zurück, ließ seine Waffe herabsausen, um den Schlag zu parieren. Aber da wirbelte Kaath herum… Sirrend, blitzend ruckte der Säbel hoch …

Mike erkannte den Trick im Ansatz. Mit einem heiseren Aufschrei schnellte er vor. Die Säbelklinge wischte haarscharf über seinen Schädel – ins Leere.

Das war Mikes Chance.

Aus seinem Schwung heraus hieb er das Dämonenschwert hoch, erwischte Kaaths Klinge und schmetterte sie weg. Der Zcoorr ließ sie

nicht los. Er wurde herumgerissen. Schmerzerfüllt brüllte er auf.
Mike gab ihm die Zeit, die er brauchte, um sich zu erholen.
Schweiß perlte auf Kaaths Stirn. Unwillig wischte er ihn weg.
»Ich gebe zu, daß ich dich unterschätzt habe«, knurrte er.
Mike sagte nichts.
Kaaths Männer hatten einen dichten Kreis um sie gebildet. Murmelnd kommentierten sie Mikes Haltung. Offenbar gefiel ihnen das, was er ihnen bisher geboten hatte. Aber die Stimmung konnte jeden Augenblick ins Gegenteil umschlagen.
Mike fixierte Kaaths Augen.
Der Zcoorr kam langsam näher. Seine Haltung war entspannt. Der Säbel beschrieb leicht kreisende Bewegungen.
Er wollte ihn ablenken.
Mike war beileibe kein perfekter Schwertkämpfer, und erst recht kein Muskelprotz wie der Zcoorr. Aber sein hagerer, sehniger Körper war durchtrainiert, seine Reflexe waren okay, und auf seinen Instinkt konnte er sich verlassen.
In Kaaths Augen glomm ein düsterer Funke auf.
Mike wußte, was das signalisierte.
Der Zcoorr schnellte vorwärts. Diesmal wich Mike nicht aus. Er blieb stehen, nahm den Ansturm des Gegners voll an. Die beiden ungleichen Männer krachten gegeneinander. Stahl schrammte über Stahl. Mike fetzte die Säbelklinge herunter, drängte nach. Kaath verlor an Boden. Sein Gesicht verzog sich. Irgendwie bekam er seinen Säbel wieder hoch – und schlug zu.
Mike war nicht schnell genug. Der rasiermesserscharfe Stahl ratschte über seine Schulter. Schmerz lohte darin auf.
Mike taumelte.
Kaath wußte, daß er so gut wie gewonnen hatte. Heiser schrie er auf.
Und wurde unvorsichtig.
Mike unterlief den neuerlichen Angriff, kam wieder hoch, wie eine Stahlfeder zuckte er vorwärts. Sein Schwert schien plötzlich Eigenleben zu besitzen, schien von Kaaths Klinge magisch angezogen zu werden. Er durchbrach die Deckung des Zcoorr.
Hart schmetterte seine Klinge gegen die Kaaths, so hart, daß der Zcoorr unmöglich parieren konnte. Er wurde herumgeworfen, der Säbel flog davon und schepperte zwei Meter entfernt zu Boden.
Ein Aufschrei aus zehn, fünfzehn Kehlen begleitete dieses Schauspiel.
Kaath wußte, wann er verloren hatte.
Er nickte. »Gut«, sagte er einfach. »Ich bin waffenlos. Du kannst mich töten.«
Ein Trick?
Mikes Haltung entspannte sich nicht. Aber er ließ das zum Schlag erhobene Schwert sinken. Die Stille wurde zähflüssig und bedrückend.

Jeder schien seinen Atem anzuhalten.
Kaath starrte ihn mit unbewegtem Gesicht an.
»Ich töte dich nicht«, versetzte Mike. »Ich bin kein Mörder. Ich schenke dir dein Leben, Kaath. Du warst ein fairer Gegner.«
Ein ungläubiger Ausdruck erschien auf dem verkanteten Gesicht des Zcoorr.
»Warum? Du weißt, daß das nichts an der Tatsache ändert. Wir bringen dich nach Moordrohr. So oder so.«
»Trotzdem. Gewalt erzeugt Gegengewalt«, erwiderte Mike schlicht. »Ich bin ein friedliebender Bursche. Und – wie gesagt – ich will nach Moordrohr.«
Kaath grinste. »Bei Zzandra, der neunschwänzigen!« stieß er aus.
Dann nickte er. »Gut. Aber du hast dennoch gesiegt. Dein Wort gilt. Du magst als freier Mann auf unserem Segler weilen. Niemand wird dir etwas antun. Aber wenn wir in Moordrohr an Land gehen…« Er vollendete den Satz nicht. Mit einem bedauernden Schulterzucken brach er ab.
»In Moordrohr werden wir weitersehen«, brummte Mike. Gleichzeitig beschloß er, Kaaths Worte auf die Probe zu stellen. Mit einer gleitenden Bewegung steckte er sein Schwert hinter seinen Gürtel.
Niemand griff ihn an.
Im Gegenteil. Die Haltung der Zcoorr entspannte sich, und Kaath grinste noch breiter und ließ eine Reihe prachtvoller Zähne sehen.
Und jetzt wußte Mike endgültig, daß er fürs Erste gewonnen hatte.
Er war der Kapitän der Zcoorr. Sie erwarteten seine Befehle.
Und er gab sie.
»Lichtet die Anker, setzt die Segel«, wies er an.
In die Reihen der Zcoorr kam Bewegung. Wieselflink huschten die Männer auf ihre Stellungen.
»Kurs, Kapitän?«
»Moordrohr.«
Der Steuermann eilte ebenfalls davon.
Nur Kaath blieb zurück. Er hatte seinen Säbel aufgehoben und schob ihn in die Lederscheide zurück. Kopfschüttelnd sah er Mike an. »Weißt du, vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich dich im Kampf getötet hätte«, sagte er nachdenklich.
»Laß es gut sein. Und apropos gut: Ich habe einen Bärenhunger. Und ebensolchen Durst.«
»Ich werde dir etwas in deine Kajüte bringen lassen«, versprach Kaath und wandte sich ab.
Mike blieb allein auf dem hinteren Deck zurück. Er trat an die Reling und sah auf das Wasser hinaus. Eine steife Brise kam auf. Über Ghorm kreisten große, dunkle Schemen. Riesige Vögel.
Mike dachte an Damona. An die Zustände auf der Erdoberfläche.

Er fühlte sich einsam. Die Fleischwunde an seiner Schulter schmerzte. Der Schmerz war auszuhalten. Nachher würde er sich darum kümmern.

Er blieb noch eine Weile an der Reling stehen.

Layja. Vielleicht erwartete er in diesen Augenblicken, daß sie sich meldete, ihm irgendwie zeigte, daß sie ebenfalls an Bord war.

Aber den Gefallen tat sie ihm nicht.

Auf dem Vorderdeck herrschte hektische Betriebsamkeit. Die Anker wurden an Bord gehievt, Taue festgezurrt und die Segel gesetzt.

Der auffrischende Wind fing sich darin, blähte sie.

Die Fahrt ins Ungewisse begann.

***

Damona sprang!

In einem Panthersatz flog sie über die hochruckenden Schädel der Rattenpuppen hinweg. Federnd kam sie auf und rannte weiter. Die zweite Welle der Puppen wieselte heran.

Damona durchbrach sie.

Krallen fetzten nach ihr, ratschten über ihre Haut, klammerten sich fest. Sie spürte es nicht. Unbeirrt rannte sie. In beinahe spielerisch anmutenden Gesten schüttelte sie die Puppen ab.

Der Zeremonienraum.

Die Puppenkönigin.

»Wie – wie ist das möglich? Warum ist sie hier?« gellte ein Schrei auf.

»Haltet sie!«

Die Menschensklaven setzten sich in Bewegung.

Damona beachtete sie nicht. Starr war ihr Blick auf die Puppenkönigin gerichtet, die nur ein paar Meter von ihr entfernt stand. Sie mußte ausgeschaltet werden! Damonas Extra-Sinn sondierte die parapsychischen Kraftfelder, die von diesem Wesen ausstrahlten…

Die Puppenkönigin kontrollierte die Invasion und das schwarzmagische Netzwerk, in dem Günther Seichter und die drei anderen Männer gefangen waren… Sie war es, die die Puppen leben ließ.

Die Energie hierzu bezog sie von einem schwarzen Kristall, der in ihrem Schädel saß. Eine unheimliche Aura ging davon aus. Ghulghanaars Aura… Dieser Kristall – ein Teil Ghulghanaars?

Der Gedanke zerriß.

Damona sah klar, wußte, was sie zu tun hatte. Aber – würde sie es schaffen? Die Menschensklaven kamen näher. Wie Zombies. Die Puppen ebenfalls. Es wurde knapp. Es ging um Sekunden.

Da zuckte Astaranths messerbewehrter Arm herunter. Er wollte das vor ihm auf dem Altar festgebundene Mädchen töten.

Etwas in Damona zerriß!

Aus dem Hexenstein brach silbernes Leuchten… Kaskadenförmig zitterte es durch die Luft. Das Leuchten breitete sich rasend schnell aus, griff nach Astaranth und seinen sechs Gefährten, hüllte sie ein

… Und weiter expandierte das Leuchten … Zu der Puppenkönigin hin.

Im nächsten Augenblick vereinigten sich die Silbersphären zu einer gigantischen Blase. Damona tauchte darin ein.

Ein schmatzendes, saugendes Geräusch.

Die Umwelt verschwand!

Jetzt war sie mit ihren Erzgegnern allein. Der letzte Kampf konnte beginnen!

Astaranth tobte! Seine feingliederigen Hände beschrieben magische Gesten. Aber – sie wirkten nicht. In der Silbersphäre konnte die schwarze Magie nicht aktiv werden!

Damona fixierte die Puppenkönigin.

Das Wesen krümmte sich am Boden. Schwach fächerten die diabolischen Impulse ihres Kristallgehirns aus… Wahnsinn! Ghulghanaars Wahnsinn, erkannte Damona. Ein Impuls genügte, um dem Spiel ein Ende zu machen.

Astaranth formierte seine sechs Gefährten um sich. Sie griffen an.

Damona war völlig auf die Puppe konzentriert. Sie wußte: Das war der gefährlichere Gegner. Aus den Trümmerstücken erhob sich ein schwarzer, schillernder Klumpen. Ghulghanaars Kristall.

Mit drei Schritten erreichte ihn Damona. Ihre Hände schlossen sich darum. Er war eisig kalt. Eine Sekunde lang hatte sie das Gefühl, ihre Hände würden darin eintauchen.

Sie drückte zu.

Und gleichzeitig konzentrierte sie sich.

In ihrem Schädel wuchs ein ungeheuerer Druck. Der Kristall wehrte sich gegen die Impulse des Guten, des Lichts! Immer schneller wuchs der Druck. Damona spürte es, glaubte, es nicht mehr aushalten zu können. Aber sie gab nicht nach. *Noch* einmal strahlten bösartige Turbulenzen von dem Kristall aus… Tasteten sich in Damonas Gehirn hinein!

Aber sie war stärker!

Mit einem letzten energischen Gedankenimpuls schmetterte sie das Böse von sich! Der Kristall glühte tief rot auf – und wurde langsam, zögernd von einer silberhellen Kruste überzogen… Das Licht durchdrang Damona, ließ sie schemenhaft erscheinen. Immer noch hielt sie ihre Hände um das Relikt des wahnsinnigen Dämons geschlossen. Eisern. Schmerz tobte in ihr.

Dann verging der Stein.

Staub rieselte zu Boden.

Die Hohenpriester Ghulghanaars brachen im gleichen Augenblick zu Boden.

Damona verstand es nicht.

Hatte es eine magische Verbindung zwischen dem Kristall und den Hohenpriestern gegeben? Und wenn ja, warum? Hatte Ghulghanaar seinen Getreuen etwa derart mißtraut, daß er eine derartige Sicherung für nötig befunden hatte?

Von der Eifersucht Astaranths auf die Puppenkönigin wußte Damona nichts. Es war auch nicht wichtig.

Die Silbersphäre brach in sich zusammen. Silberne Nebelschwaden zerfaserten, sanken zögernd zu Boden.

Chaos ringsum.

Der Tod ihrer Königin hatte den Energiefluß, der die Puppen am Leben gehalten hatte, unterbrochen und auch sie umgebracht.

Die versklavten Menschen, rissen die leblosen Puppen von ihren Kehlen und sahen sich betreten an. Schweigen herrschte. Andächtiges Schweigen.

Damona ging zu den verkrümmt am Boden liegenden Hohenpriestern hinüber. Nur einer von ihnen lebte noch. Astaranth. Keuchend rang er nach Atem. Sein Blick war verschleiert. Der Tod streckte seine Krallen nach ihm aus.

»Närrin«, keuchte er, als er Damona erkannte. Sein Körper verkrampfte, richtete sich auf. »Elende Närrin!«

Er wollte noch etwas sagen, aber er schaffte es nicht. Ein heftiger Ruck durchlief seinen Körper. Für einen nicht meßbaren Augenblick tauchte Damonas Geist in den seinen, sondierte, forschte. So erfuhr sie, was geschehen war. *Und erkannte die letzten Zusammenhänge!*

Die menschlichen Sklaven, die hier unten versammelt waren, sie hatten die Macht der Hohenpriester mit ihrer Lebensenergie genährt. Die Puppen an ihren Kehlen hatten sie abgesaugt, in schwarze Energie umgewandelt und direkt in die Gehirne der Priester projiziert.

Deshalb waren sie für die Priester so wichtig gewesen. So wichtig wie der schwarze Kristall für die Puppen.

Astaranth bäumte sich ein letztes Mal auf. »Verflucht seist du, – Hexe!« schäumte er mit ersterbender Stimme. »Verflucht! Und deinen – deinen Gefährten Mike Hunter… Nie wirst du ihn wiedersehen! Nie …«

Er brach ab.

Astaranth war tot. Seine Träume von einem Weltreich des wahnsinnigen Dämons ausgeträumt.

Damona sah auf ihn hinunter.

Sie wußte, was er noch hatte sagen wollen. Sie hatte es aus seinen Gedanken ersehen.

Ghulghanaar und Mike waren auf einer Welt im Zentrum der Erde

gefangen. In einem Universum, das in einem Atom Platz hatte.

Und nur die Hohenpriester Ghulghanaars hätten jenen magischen Tunnel errichten können, der eine Rückkehr ermöglicht hätte.

Es gab Myriaden solcher Universen im Zentrum der Erde – und außerhalb. Aussichtslos, danach zu suchen. Mit brennenden Augen erhob sich Damona.

Sie hatte gewonnen – und doch so unermeßlich viel verloren.

***

Josef Heidenreich und Stefan Bader kümmerten sich um sie. Wie betäubt ging sie mit ihnen.

Irgendwann fächerte kühle Nachtluft in ihr erhitztes Gesicht. Sie hatten Hubert Brenners Haus verlassen. Das Schneetreiben hatte aufgehört.

Vier verdreckte Männer rannten auf sie zu.

»Damona!« brüllte einer. »Himmel, Mädchen, du hast es geschafft! Du hast es wirklich geschafft!«

Günther Seichter war das. Und er nahm sie in die Arme und hob sie hoch und drückte sie an sich. Und weinte wie ein kleiner Junge.

In letzter Sekunde war die schwarzmagische Teufelsfalle in sich zusammengefallen.

»Danke!« sagte er immer wieder. Und er erzählte ihr, wie sie aus der Kanalisation *entkommen* waren, und noch viel mehr. Sie hörte gar nicht richtig hin.

Ringsum kam Leben in die Menschen. Sie gingen davon. Mit hängenden Schultern, die Gesichter noch vom Grauen gezeichnet.

Trotzdem aber waren sie unsagbar glücklich. Ein neues Leben lag vor ihnen…

Eine Stadt erwachte aus einem Alptraum.

Auch das nahm Damona nur beiläufig wahr.

***

Ein paar Stunden saß sie zurückgelehnt, die Augen geschlossen, in einem Jet des King-Konzerns, der sie nach Schottland zurückbrachte. Der Abschied von ihren Freunden war herzlich gewesen. Renate Kitzmüller hatte geweint. Und auch um Günther Seichters und Josef Heidenreichs Mundwinkel hatte es verräterisch gezuckt. Stefan Bader hatte sie auf beide Wangen geküßt. Überglücklich war er, daß seine Jutta lebte. – Er hatte es kaum glauben können. Und Jutta Gerstky war es ihrerseits ebenso ergangen. Schluchzend war sie ihrem Stefan um den Hals gefallen.

Die Zeit verrann.

Damona hatte den Schock überwunden. Je weiter sie sich von Wien entfernte, desto leichter fiel es ihr, logisch und folgerichtig zu denken.

Mike war nicht tot.

Und solange er lebte – egal wo – gab es Hoffnung. Sie würde alles daransetzen, ihn zu finden, auch wenn es noch so aussichtslos war.

Dann war da auch noch Gulghanaar – und die Moordrohr. Astaranths Gedanken hatten einige interessante diesbezügliche Informationen enthalten. Damona kannte jedes Detail des teuflischen Plans, den der wahnsinnige Dämon ausgeheckt hatte, um an die absolute Macht zu kommen. – Wenigstens jedes Detail, das Astaranth gekannt hatte.

Gut, momentan sah es so aus, als sei Ghulghanaar – ebenso wie Mike – in jenem Mikrokosmos im Zentrum der Erde gefangen.

Aber war er das wirklich?

War er wirklich mattgesetzt?

Eine nachdrückliche, innere Stimme sagte ihr, daß er das nicht war!

Und mit dieser nachdrücklichen Verneinung kamen die fremden Gedanken. Unsagbar schwach kamen sie an. Nur mit Mühe konnte Damona sie verstehen:

*Der kosmische Kampf zwischen Licht und Finsternis… noch nicht entschieden … Bald … sehr bald …*

*Mike… Du wirst ihn …* wiedersehen … *Geduld … Du bist nicht allein …*

Die Stimme zerfaserte. Aber für den Bruchteil einer Sekunde stand noch ein seltsamer Name vor ihrem inneren Auge:

***ENDE***

[1]Siehe Damona King Nr. 43 »Der wahnsinnige Dämon«
[2]Siehe Damona King Nr. 42 »Larius, der Dämonenmacher«
[3]Siehe Damona King Nr. 26 »Die Mönche des schwarzen Kreises«